This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

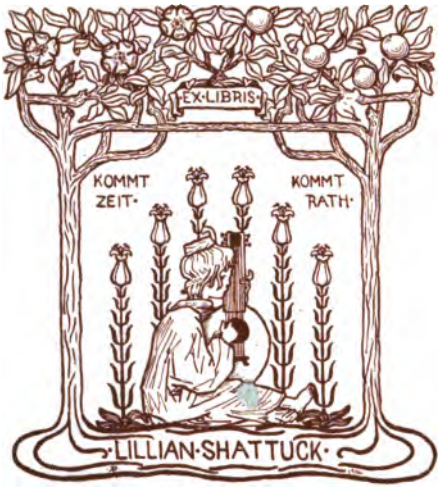
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Bound by
E. B. Stillings & Co.
55 Sudbury Street,
Boston.

Arthur Lynch
Nov. 1899.

From Elie

Nordiſche Meiſternovellen.

Nordiſche

Meiſternovellen.

Mit Charakteriſtiken der Verfaſſer

und ihren Porträts

herausgegeben

von

Ernſt Brauſewetter.

II ed.

Zweite Auflage.

Verlag von
Schuſter & Loeffler.

Berlin
1898.

Scan 4065.5.2

Herrn Geheimrat Louis Passarge

in dankbarer Ergebenheit

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt

Seite

Vorwort XIII

I. Schwedische Verfasser.

August Strindberg. Porträt.
Charakterskizze 1
Ein Verbrecher. Novelle 9

Ola Hansson. Porträt.
Charakterskizze 27
Mimosenseelen. Novelle 33

Verner von Heidenstam. Porträt.
Charakterskizze 45
Aus Hans Alienus: Der Schatten 49
Der Meißel 53

Tor Hedberg. Porträt.
Charakterskizze 57
Drei phantastische Erzählungen: Die Muschel 63
Die Begegnung . . . 67
Das weiße Haus . . . 73

Gustav af Geijerstam. Porträt.
Charakterskizze 79
Zwei Tiergeschichten: Die jungen Adler 85
Vollblut 89

Per Halström. Porträt.
Charakterskizze 93
Aus dem Dunkel. Novelle 99

Alfred af Hedenstjerna (Sigurd). Porträt.
Charakterskizze 117
Sein Lebenswerk. Novelle 121

Seite

Selma Lagerlöf. Porträt.
Charakterskizze 131
Die Legende vom Vogelneſt. Novelle 135
Sophie Elkan (Ruſt Roeſt). Porträt.
Charakterskizze 147
Eine Geſchichte ohne Namen. Novelle 151

II. Finniſche Verfaſſer.

Juhani Aho (J. Broſeldt). Porträt.
Charakterskizze 169
Heimfahrt. Novelle 173
Karl A. Tavaſtſtjerna. Porträt.
Charakterskizze 183
Ein Mißverſtändnis. Novelle 189

III. Norwegiſche Verfaſſer.

Björnſtjerne Björnſon. Porträt.
Charakterskizze 199
Die Eiſenbahn und der Kirchhof. Novelle 207
Jonas Lie. Porträt.
Charakterskizze 241
Die Andvaer-Scharbe. Novelle 249
Alexander L. Kielland. Porträt.
Charakterskizze 255
Volksfeſt. Novelle 263
Magdalena Thoreſen. Porträt.
Charakterskizze 273
Die Finnenkirche. Novelle 279
Arne Garborg. Porträt.
Charakterskizze 303
Der Lars auf Lia. Novelle 309
Knut Hamſun. Porträt.
Charakterskizze 315
Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe. Novelle 321
Gabriel Finne. Porträt.
Charakterskizze 329
Im Haſelnußwäldchen. Novelle 336

Seite

Amalie Skram. Porträt.
Charakterſkizze 351
Memento mori. Novelle 357

IV. Däniſche Verfaſſer.

Holger Drachmann. Porträt.
Charakterſkizze 365
Eine Sage aus der Gegenwart. Novelle 371
Sophus Schandorph. Porträt.
Charakterſkizze 389
Ein gemütlicher Weihnachtsabend. Novelle 395
Henrik Pontoppidan.
Charakterſkizze 403
Gnadenbrot. Novelle 409
Karl Gjellerup. Porträt.
Charakterſkizze 419
Post festum. Novelle 425
Hermann Bang. Porträt.
Charakterſkizze 445
Irene Holm. Novelle 451
Peter Nanſen. Porträt.
Charakterſkizze 471
Das erleuchtete Fenſter. Novelle 477
Karl Larſen. Porträt.
Charakterſkizze 491
Gottesfrieden. Novelle 499

Vorwort.

Das beifolgende Buch kann natürlich keinen Anſpruch erheben, etwas Vollſtändiges zu bieten. Eine ganze Reihe hochbegabter Autoren mußte, trotz der Beſchränkung auf die Lebenden fortbleiben, weil ſonſt der Umfang des Werkes zu groß geworden wäre. Sollte ſich das Intereſſe für die ſkandinaviſche Gegenwartslitteratur als groß genug erweiſen, würde ich einen zweiten Band folgen laſſen, der die Lücken des erſten ausfüllt und die zahlreichen ſehr beachtenswerten jüngſten nordiſchen Autoren berückſichtigt.

Man wird in dieſem Bande Henrik Ibſen vermiſſen, den in Deutſchland angeſehenſten norwegiſchen Autor, aber von der Aufnahme desſelben mußte ich zu meinem größten Bedauern abſehen, weil, wie Herr Dr. Ibſen ſelbſt ſchreibt:

„Dr. Henrik Ibſen ſchreibt nie Novellen und kann alſo ſelbſtverſtändlich Ihrer Aufforderung nicht nachkommen.“

Bei der Mehrzahl der Novellen ſind hinſichtlich der Auswahl die ſpeziellen Wünſche der Autoren berückſichtigt.

Selbſtverſtändlich ſetzte der geringe Umfang, den die einzelnen Beiträge nur haben durften, ſehr enge Grenzen.

Bei einigen wurde die Auswahl auch dadurch bestimmt, daß es galt, eine in Deutschland noch nicht allgemein bekannte Arbeit auszusuchen.

In den Essays habe ich versucht, aus den Werken der Autoren ein künstlerisches und geistiges Charakterbild in kurzem Umriß zu bieten. Ich habe von allem Biographischen meist ganz abgesehen, weil es bei so geringem Umfang doch nur auf eine Aufzählung von Namen und Daten hinauslaufen würde. Es schien mir wichtiger zu sein, die künstlerische Individualität zu zeichnen. Bemerken möchte ich, daß die Essays fast ausnahmslos auf Grund eigener Kenntnis der Werke der Dichter geschrieben sind, und ich nur in einigen ganz vereinzelten Fällen, in denen mir dieselben nicht zugänglich waren, mich auf sehr ausführliche und zuverlässige Referate verlassen habe.

Von dem Schriftsteller Pontoppidan war ein Porträt leider nicht zu erlangen und mußte daher fortbleiben.

Es ist mir nach dem Erscheinen der ersten Auflage des Buches, wie ich es vorausgesehen hatte, zum Vorwurf gemacht worden, daß ich einzelne Autoren nicht berücksichtigt hätte, namentlich vermißte man J. P. Jacobsen. Ich möchte darauf beim Erscheinen der zweiten Auflage erwidern, daß ich auf der ersten Seite dieses Vorwortes ausdrücklich hervorgehoben habe, daß dieser Band sich auf lebende Dichter beschränken solle; Jacobsen ist aber bekanntlich schon im Jahre 1885 gestorben. Hätte ich diese Beschränkung nicht von vornherein vorgesehen, dann hätte man

vielleicht auch die Aufnahme manches anderen Dichters wünſchen können: ich will nur Rydberg, die Edgreen-Leffler, Karl Elſter und die Frau Ahlgren nennen.

Berlin, im Januar 1898.

E. Brauſewetter.

Alle Rechte vorbehalten.

August Strindberg.

ichstellung fordert und das
den unteren Schichten aus
Gesinnung, sich ein Verdienst
ollen und Wünschen. Der
den Auserlesenen.
ng einer autoritätsgläubigen
dem Übergang in das mate-
und Jedem, der absolute
ub sank, was den Menschen
von ihm selbst bis dahin
r Enttäuschung von „Ritter
grellen Worte in „Kame-
reude, antiquiert, modern,
b, naturalistisch. Blague,
m Zweifel an Allem und
Bethätigung des Dualismus
wußtsein, ein Kultus der
ilt in sich das Göttliche,
möchte es zur vollen Ent-

Zweifel erzeugte die Un-
e gefunden, würde seine
en Entwickelung gehemmt
die Geister mit irgend
Olaf.")
ie für die meisten großen
war für ihn, wie „eine
zu der wollüstigen Ent-
atte, sondern ein bohren-
tennung, nach Mitgefühl

träume flüchten mögen,
welt Befriedigung finden
e Schule des Lebens ge-
e ihn zum naturalistischen
sondern ein Forscher, er

wollte die Dinge sehen, wie sie sind, die Erkenntnis der Wahrheit war ihm das höchste Ziel. Illusionen sind für Kinder und Wilde. Nur momentweise steigt es in ihm wie eine weiche träumende Sehnsucht nach illusionärer Schönheit empor, nach dem Zauberlande der Romantik, wo die Männer alle Ritter und die Mädchen zarte Blumen sind, es übermannt ihn die Wehmut, daß das Leben so kalt und grausam ist und er nicht in diesem Zauberlande wandern kann — aber der nüchterne, zersetzende Verstand zerreißt sofort das kleine rosa Wölkchen, das ihn umhüllen wollte, und er sieht wieder mit dem kalten, starren Auge des Forschers in die Welt hinein, während sein Herz ein immer wachsender Ekel erfüllt.

Auf einen solchen Menschen mußte Nietzsches Lehre vom Übermenschen wie eine Erlösung wirken. Strindberg ist nicht Schöpfer neuer Ideen, er ist stets von großen Denkern der Zeit beeinflußt worden und hat ihre Ideen nur in seine Individualität umgesetzt und mit seinem eigenen Geisteshauche erfüllt. Hier sank plötzlich die alte Terminologie von Hoch und Niedrig zusammen und der neue, der „Nerven- und Großgehirnadel" stieg empor, das bewußte Ich des kulturell hochentwickelten Seelenmenschen gegenüber der stumpfen hintrottenden Menge der Triebmenschen. Hier war die Brücke, auf der er über sein demokratisches Gerechtigkeitsgefühl, seine Sklaveninstinkte, hinwegschreiten konnte. Nun meinte er, er könnte von seiner einsamen Höhe des in ihm gefühlten Genies herab zerschmettern, was sich ihm entgegenstellte.

Noch in „Fräulein Julie" hatte er in dem Emporsteigen des Niedrigen kraft der rücksichtslosen Bejahung zum Leben und dem Untergang des wurmstichigen Hohen ein erhebendes Schauspiel sehen zu müssen geglaubt, in dem Roman „Tschandala" dagegen kommt der Umschwung zu der neuen, Nietzscheschen Lebensanschauung zum Ausdruck. Auch hier noch die Unterlegenheit des Kulturmenschen infolge der aus der verfeinerten Seelenentwicklung entstehenden Rücksichtnahme gegenüber dem jedes Mittel zur Zielerreichung naiv benutzenden „Wilden"; aber plötzlich, wie in einer Inspiration, wird der Kulturmensch kraft des Gesetzes der Notwehr sich seines Rechtes, seine Überlegenheit vollauf auszunützen, bewußt und schmettert den ihn zu sich herabziehenden Paria mit brutaler Gewalt durch die geistige

Unterlegenheit desselben (den Aberglauben und die Unwissenheit) nieder.

Auf der Gegenüberstellung der beiden Menschenklassen, des geistig hochentwickelten, aber durch die nervöse Verfeinerung gebundenen Großgehirnmenschen und des brutal rücksichtslos verfahrenden Triebmenschen beruht auch seine Auffassung vom Weibe, sein vielbesprochener Weiberhaß. Schon aus den Eindrücken seiner Kindheit hat er die Ansicht von dem niedrigeren Kulturstandpunkt des Weibes, die aber zugleich mit einer Art Madonnen- und Mutterverehrung gepaart war. Auch hier also wieder der Dualismus: das sich Hingezogenfühlen und eine angstvolle Scheu vor der Berührung. Ein sinnliches Verlangen und ein seelisches Zurückbeben, der Gehirnmensch und der Nervenmensch.

Er nahte dem Weibe mit dem Wunsche, es verehren zu können, und zugleich mit der Überzeugung, daß es geistig an ihn nicht heranreiche („Meister Olaf"). Und je mehr Erfahrungen, je mehr Erkenntnisse er auf diesem Gebiete sammelte, desto mehr stürzte sein Madonnenkultus zusammen, und das Weib blieb vor ihm, als seines Zaubers entkleidet, als ein niedriges Wesen stehen, das nach der Erfüllung durch den Mann begehrt, ihn aber wegen seiner von ihr gefühlten Überlegenheit haßt. Die Frau erscheint ihm als der brutale Unterklassenmensch, der seinen Naturkampf ums Dasein mit grausamer List und ohne jede Rücksicht führt. Und solange Strindberg an den Sieg der Unterklasse über die Oberklasse glaubt, solange siegt auch das Weib und vernichtet den Mann. („Vater", Adolf in „Gläubiger"); sobald er sich aber in sein Übermenschentum hinübergerettet hat, vermag der Großgehirnadel das niedrigere Wesen kraft der geistigen Schwäche desselben zu vernichten. („Kameraden", Gustav in „Gläubiger", „An offener See" 2c.)

Was das Weib zum Manne hinzieht, den es als andere Rasse eigentlich haßt, ist, nach Strindberg, außer der Sinnlichkeit der Naturtrieb des Muttergefühls, der ein Beschützungs- und Beherrschungstrieb ist. Wenn aber die Individualität des Mannes in dem Gefühl, daß sie hier vernichtet werden soll, sich dagegen auflehnt, beginnt der Rassenkampf, der vom Manne mit Vornehmheit unter geistigen Folterqualen, von der Frau mit naiver Brutalität und niedriger List geführt wird.

Strindberg ist daher auch ein Gegner des Matriarchats, das er in unserm Familienleben zu entdecken glaubt. Die Familie ist ihm gleichbedeutend mit der Erziehung durch die Unterklasse und diese die Ursache für die Langsamkeit des Kulturfortschrittes. Darum haßt er die Familie, die der Frau das Matriarchat verschafft und den Mann in die „Märtyrerstellung" des Familienversorgers hineindrängt. Und deshalb verspottet er die Frauen, wenn sie durch ihre Emanzipationsbestrebungen sich selbst ihres Matriarchats zu begeben suchen und im geistigen und wirtschaftlichen Wettkampf mit dem Manne — ihre geistige Unterlegenheit enthüllen wollen. („Kameraden".)

Strindberg hatte vor der Erreichung der einsamen Höhe Nietzschescher Weltanschauung schon eine andere Lösung seines Lebensrätsels zu finden geglaubt und zwar in der Naturverehrung.

Nach der Erkenntnis der Erbärmlichkeit der Gesellschaft und der Irrwege der Kultur flüchtete er sich an den Busen der Natur. Aus dieser Stimmung heraus entstand sein tiefes Durchforschen des Tier- und Pflanzenlebens, sein völliges Aufgehen in dem erhabenen Schauspiel der Naturschönheit, wie es seine Schilderungen in den „Hemsöern", zum Teil auch in den Erzählungen aus dem „Scheerenleben" (Skaergaardsliv) und namentlich in seinem Roman „An hoher See" („Paa Havsbandet") zeigen.

In dieser Naturverehrung konnte er auch eine Versöhnung des Militaritätsprinzipes seiner Jugend mit der Nietzeschen Religion des Egoismus erhoffen: er versucht „seine Person zu einem vollkommenen Menschentypus in natürlicher Fortentwickelung, nicht in der Treibhauserziehung der Gesellschaft zu machen, dessen Wandel und Thaten keines Menschen Recht schmälern sollten, fest überzeugt, daß ein einziges großes und starkes Individuum unfreiwillig größeren Nutzen stiften werde, als diese Massen Gedankenloser." („An hoher See".)

Diese Naturverehrung und die dadurch hervorgerufene wissenschaftliche Naturerforschung giebt Strindberg's Dichtung auch in technischer Beziehung eine revolutionierende Bedeutung. Sie schafft ihm eine völlig neue poetische Vergleichswelt, sie erzeugt neue poetische Bilder und Begriffe, sie befreit die Dichtung von ihrem alten, in einer überwundenen Naturanschauung wurzelnden Grundlage und stellt sie auf die der neuen wissenschaftlichen Naturerkenntnis.

Wenn Strindberg's Dichtung trotz all' seiner Geistestiefe, Originalität und Gestaltungskraft doch nur selten völlig zu befriedigen vermag und meist ein Gefühl halb ironischer Zweifelsucht in dem Leser zurückläßt, so beruht das nicht auf einer verblüffenden Neuheit seiner Ideen, ein so originales Gepräge dieselben auch tragen mögen, sondern vielmehr darin, daß seine Gestaltungskraft nicht völlig an seine Geistestiefe und Ideenoriginalität heranreicht, daß seine Gestalten nicht völlig sind, was sie werden sollten, und daß sie uns daher nicht zu überzeugen vermögen. Wir fühlen, der Geist, der hinter ihnen steht, ist größer, als seine Kreaturen, selbst wenn sie siegende Übermenschen repräsentieren sollen.

Ein Verbrecher.

(Aus „Erzählungen aus dem Scheerenleben")

Von August Strindberg.

Es war an einem kalten Maitage. Die Fliedersträuche waren beschneit. Es lag eine Mißstimmung in der Natur, als wäre alles auf den Kopf gestellt.

Die Menschen, die zum Schulhause gerudert und gesegelt kamen, wo Thing gehalten werden sollte, sahen ebenfalls ganz niedergeschlagen aus, denn die Sache, die zur Verhandlung kommen sollte, war eine für die Gegend ganz ungewöhnliche, in der ein Mord zu den Seltenheiten gehörte.

Der Angeklagte war der frühere Zollaufseher Andreas Ek, der kürzlich unter besonders empörenden Umständen seine Frau ermordet hatte.

Der Richter, ein junger Assessor, dem die Ohren vollgepfropft waren von Geschichten über das unterdrückte Weib und dem völlig die Kenntnis von der abergläubischen Verehrung fehlte, mit der die Landleute ihre Weiber behandeln, wenn sie nur Frau und Mutter werden, war mit seinem Urteil bereits völlig fertig und wollte die Gelegenheit benutzen, ein Exempel zu statuieren und zugleich günstigen Wind in seinen neuen Rock hineinzubekommen. Aber er

August Strindberg.

Zu den Wesenseigentümlichkeiten des Genies gehört die Ruhelosigkeit. Nirgend vermag es Befriedigung zu finden auf dem einmal erreichten Standpunkt, immer muß es nach höheren, neueren Zielen streben.

Sicher sind wenige Gegenwartsdichter von dieser Ruhelosigkeit so heimgesucht worden, wie August Strindberg. Aus dem kindlichen Autoritätsglauben hat es ihn durch den Pietismus und Rationalismus zum absoluten Materialismus gehetzt. Er wand sich durch den Sozialismus und Kommunismus hindurch, um schließlich zum Übermenschentum Nietzsches zu gelangen. Es duldete ihn in keiner Lebensstellung, er versuchte es fast in allen Berufen, in denen sich ein gebildeter Mensch bethätigen kann. Ihn lockte das Weib, und wenn er es kaum gewonnen hatte, war es ihm schaal und leer, und er warf es verächtlich bei Seite.

Er hat bitter unter dieser „Unbeständigkeit", wie er es selbst nennt, gelitten, denn sie mußte ihn in den Augen der Menschen herabsetzen, sie verlieh ihm den Eindruck, als vermöchte er nirgend zum Ziele zu gelangen. Und das verletzte sein Selbstbewußtsein.

Daher stand er in qualvollem Grübeln und in staunendem Beobachten vor dem Rätsel seines Ichs und suchte es zu erfassen, indem er es in Gestalten zerlegte und diese vor sich hinstellte.

Strindberg ist also mehr Denker oder richtiger Forscher, als Dichter. Die Dichtung ist ihm nur ein Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, oder vielmehr eine Form zur Selbsterkenntnis, ein Mittel, sich zu rechtfertigen und sich Platz zu verschaffen. Er fühlt sich beengt, er fürchtet verlacht zu werden — und daher will er er-

klären, belehren, überzeugen. Und da er Gestaltungsgabe besitzt, wählt er die Form der Dichtung, und anfangs am liebsten die des Dramas; denn in dieser kann man am deutlichsten, am weitesten vernehmbar zu der Menge reden. Als man aber seine Dramen nicht aufführt, als man sie kaum liest, da greift er zum Roman, zur Novelle, zur Selbstbiographie, denn er will gehört, er will verstanden sein. Und als Alles nichts hilft, wendet er der Menge verächtlich den Rücken, um seine Ideen in wissenschaftlichen Werken den wenigen Verständigen zu entwickeln. Er muß nicht dichten, er muß nur schaffen (wie er ja Maler, Schauspieler, sozialer Schriftsteller werden wollte, um seine Ideen in die Welt hinauszutragen). Und das Großartige, echt Geniale liegt darin, daß er auch kann, was er will, sobald sein Wille nach dieser Ausdrucksart verlangt.

Und bei der Zerlegung seines Selbst fand er in sich einen völligen Dualismus, unvereinbare Gegensätze in seinem Wollen und Wünschen, in seinem Denken und Fühlen und Handeln. Und die Ursache dieses Dualismus entdeckt er als Anhänger der Vererbungstheorie (nicht für einzelne geistige oder sinnliche Eigenschaften, sondern für die Grundtriebe) in seiner Abstammung von einem gesunkenen Gliede der Oberklasse und einem empordrängenden der Unterklasse. Daher ringen in ihm die Instinkte des Adelsmenschen und des Sklavenmenschen in ständigem Kampf, um so mehr, als auch die Erziehung, das zweite Entwicklungselement des Individuums, ihn beiden Einflüssen aussetzte. („Vergangenheit eines Thoren.")

All sein Denken und Dichten dreht sich um diesen einen Gegensatz, den er in sich zu erfassen sucht und für den er eine Lösung finden möchte.

In dem ersten Abschnitt seines Lebens war der Einfluß der Unterklasse auf ihn und das Bewußtsein in ihm, daß er als „Sohn der Dienstmagd" mit dazu gehörte, stärker gewesen. Daher war er in dieser Zeit Demokrat, denn eine größere soziale Nivellierung hätte ihn der Oberklasse gleichgestellt und damit den in ihm vorhandenen aristokratischen Neigungen Genüge verschafft, die gegen seine angeborene und anerzogene demokratische Gesinnung revoltierten. Die feineren Empfindungen ziehen ihn nach oben, die Furcht, herablassend behandelt zu werden, was sein Stolz nicht erträgt, nach unten, und

dazu das Gerechtigkeitsgefühl, das Gleichstellung fordert und das sich auch wieder empört, wenn man in den unteren Schichten aus dem Naturbedingten, der demokratischen Gesinnung, sich ein Verdienst machen will. Ein Hin und Her von Wollen und Wünschen. Der Wille drängt zum Volke, der Wunsch zu den Auserlesenen.

Dazu kam nach schneller Durchlaufung einer autoritätsgläubigen und einer pietistischen Periode und nach dem Übergang in das materialistische Lager der Zweifel an Allem und Jedem, der absolute Pessimismus, vor dem Alles in den Staub sank, was den Menschen als schön und anbetungswürdig galt und von ihm selbst bis dahin dafür gehalten war. (Die Aussprüche der Enttäuschung von „Ritter Bengt's Gattin" (Akt V Sc. 6) oder die grellen Worte in „Kameraden": „Bräute, Liebe, Neapel, Lebensfreude, antiquiert, modern, liberal, konservativ, idealistisch, realistisch, naturalistisch. Blague, Blague, Alles miteinander!") Aber diesem Zweifel an Allem und nicht zum wenigsten an sich selbst, steht in Bethätigung des Dualismus seines Charakters ein ungeheures Selbstbewußtsein, ein Kultus der eigenen Individualität gegenüber. Er fühlt in sich das Göttliche, das Genie, er hegt es und pflegt es und möchte es zur vollen Entfaltung bringen.

Diese Paarung von Eigenkultus und Zweifel erzeugte die Unselbständigkeit. Hatte er auch das Richtige gefunden, würde seine Individualität auch nicht in ihrer originalen Entwickelung gehemmt oder unterdrückt werden? („Binde nicht die Geister mit irgend einer Fessel!" sagt schon Gerd in „Meister Olaf.")

Aus dieser Mischung folgte für ihn, wie für die meisten großen Geister das Einsamkeitsgefühl. Und es war für ihn, wie „eine Wüstenwanderung", so lange er nicht sich zu der wollüstigen Entzückung der Erhabenheit hindurchgearbeitet hatte, sondern ein bohrendes Sehnen nach Verständnis, nach Anerkennung, nach Mitgefühl empfand. („Das rote Zimmer.")

Hätte sich Strindberg in Phantasienträume flüchten mögen, hätte er dort wohl in einer erdichteten Idealwelt Befriedigung finden können, aber er war in eine nüchterne, harte Schule des Lebens gegangen und der kalte Eishauch desselben hatte ihn zum naturalistischen Realisten gemacht. Er war kein Träumer, sondern ein Forscher, er

wollte die Dinge sehen, wie sie sind, die Erkenntnis der Wahrheit war ihm das höchste Ziel. Illusionen sind für Kinder und Wilde. Nur momentweise steigt es in ihm wie eine weiche träumende Sehnsucht nach illusionärer Schönheit empor, nach dem Zauberlande der Romantik, wo die Männer alle Ritter und die Mädchen zarte Blumen sind, es übermannt ihn die Wehmut, daß das Leben so kalt und grausam ist und er nicht in diesem Zauberlande wandern kann — aber der nüchterne, zersetzende Verstand zerreißt sofort das kleine rosa Wölkchen, das ihn umhüllen wollte, und er sieht wieder mit dem kalten, starren Auge des Forschers in die Welt hinein, während sein Herz ein immer wachsender Ekel erfüllt.

Auf einen solchen Menschen mußte Nietzsches Lehre vom Übermenschen wie eine Erlösung wirken. Strindberg ist nicht Schöpfer neuer Ideen, er ist stets von großen Denkern der Zeit beeinflußt worden und hat ihre Ideen nur in seine Individualität umgesetzt und mit seinem eigenen Geisteshauche erfüllt. Hier sank plötzlich die alte Terminologie von Hoch und Niedrig zusammen und der neue, der „Nerven- und Großgehirnadel" stieg empor, das bewußte Ich des kulturell hochentwickelten Seelenmenschen gegenüber der stumpfen hintrottenden Menge der Triebmenschen. Hier war die Brücke, auf der er über sein demokratisches Gerechtigkeitsgefühl, seine Sklaveninstinkte, hinwegschreiten konnte. Nun meinte er, er könnte von seiner einsamen Höhe des in ihm gefühlten Genies herab zerschmettern, was sich ihm entgegenstellte.

Noch in „Fräulein Julie" hatte er in dem Emporsteigen des Niedrigen kraft der rücksichtslosen Bejahung zum Leben und dem Untergang des wurmstichigen Hohen ein erhebendes Schauspiel sehen zu müssen geglaubt, in dem Roman „Tschandala" dagegen kommt der Umschwung zu der neuen, Nietzscheschen Lebensanschauung zum Ausdruck. Auch hier noch die Unterlegenheit des Kulturmenschen infolge der aus der verfeinerten Seelenentwicklung entstehenden Rücksichtnahme gegenüber dem jedes Mittel zur Zielerreichung naiv benutzenden „Wilden"; aber plötzlich, wie in einer Inspiration, wird der Kulturmensch kraft des Gesetzes der Notwehr sich seines Rechtes, seine Überlegenheit vollauf auszunützen, bewußt und schmettert den ihn zu sich herabziehenden Paria mit brutaler Gewalt durch die geistige

Unterlegenheit desselben (den Aberglauben und die Unwissenheit) nieder.

Auf der Gegenüberstellung der beiden Menschenklassen, des geistig hochentwickelten, aber durch die nervöse Verfeinerung gebundenen Großgehirnmenschen und des brutal rücksichtslos verfahrenden Triebmenschen beruht auch seine Auffassung vom Weibe, sein vielbesprochener Weiberhaß. Schon aus den Eindrücken seiner Kindheit hat er die Ansicht von dem niedrigeren Kulturstandpunkt des Weibes, die aber zugleich mit einer Art Madonnen- und Mutterverehrung gepaart war. Auch hier also wieder der Dualismus: das sich Hingezogenfühlen und eine angstvolle Scheu vor der Berührung. Ein sinnliches Verlangen und ein seelisches Zurückbeben, der Gehirnmensch und der Nervenmensch.

Er nahte dem Weibe mit dem Wunsche, es verehren zu können, und zugleich mit der Überzeugung, daß es geistig an ihn nicht heranreiche („Meister Olaf"). Und je mehr Erfahrungen, je mehr Erkenntnisse er auf diesem Gebiete sammelte, desto mehr stürzte sein Madonnenkultus zusammen, und das Weib blieb vor ihm, als seines Zaubers entkleidet, als ein niedriges Wesen stehen, das nach der Erfüllung durch den Mann begehrt, ihn aber wegen seiner von ihr gefühlten Überlegenheit haßt. Die Frau erscheint ihm als der brutale Unterklassenmensch, der seinen Naturkampf ums Dasein mit grausamer List und ohne jede Rücksicht führt. Und solange Strindberg an den Sieg der Unterklasse über die Oberklasse glaubt, solange siegt auch das Weib und vernichtet den Mann. („Vater", Adolf in „Gläubiger"); sobald er sich aber in sein Übermenschentum hinübergerettet hat, vermag der Großgehirnadel das niedrigere Wesen kraft der geistigen Schwäche desselben zu vernichten. („Kameraden", Gustav in „Gläubiger", „An offener See" ꝛc.)

Was das Weib zum Manne hinzieht, den es als andere Rasse eigentlich haßt, ist, nach Strindberg, außer der Sinnlichkeit der Naturtrieb des Muttergefühls, der ein Beschützungs- und Beherrschungstrieb ist. Wenn aber die Individualität des Mannes in dem Gefühl, daß sie hier vernichtet werden soll, sich dagegen auflehnt, beginnt der Rassenkampf, der vom Manne mit Vornehmheit unter geistigen Folterqualen, von der Frau mit naiver Brutalität und niedriger List geführt wird.

„Nein! Und wäre es nicht geschehen, würde es nicht lange dauern, bis ich es thäte!“

„Ei, du bist also das, was man einen verhärteten Verbrecher nennt“ — wandte der Richter nicht ohne eine gewisse Ungeduld ein — „aber (hier nickte der Pastor) — wir wollen einmal zusehen, ob auch der Anblick des ermordeten Opfers nicht die schlummernden Gefühle von Recht und Unrecht, die sich in der Brust jedes Menschen finden, erwecken wird, wenn er nicht zum niedrigen Tierstandpunkt herabgesunken ist.

Hier gab der Richter dem Lensmann ein Zeichen, der in Begleitung von sechs Männern hinausging.

Es entstand im Saale momentanes Schweigen, während dessen sich der Richter zum Pastor wandte und mit ihm flüsterte.

Gleich darauf öffnete sich wieder die Thüre und der Lensmann trat herein und bahnte in der Volksmenge den sechs Männern, die den Sarg, in welchem die Leiche der Ermordeten lag, trugen, den Weg. Der Sarg wurde vor dem Katheder, wo der Gefangene unter Bewachung des Gerichtsdieners stand, niedergesetzt.

Der Deckel wurde aufgehoben und die Leiche enthüllt, während sich ein furchtbarer Gestank wie von ranzigem Speisefett und Karbolsäure über den Raum verbreitete. Der Arzt erhob sich auf Zehspitzen und schien das Original mit der Photographie, die er in der Hand hielt, zu vergleichen. Der Pastor zupfte an seinem Kragen und stand auf, um zu reden, während der Mörder eigensinnig seine Blicke auf den Farbendruck gerichtet hielt, und der aufmerksame Geschworene machte sich bereit, sich mit einem Bleistift etwas auf einem Stück Papier zu notieren.

„Andreas Ek — begann der Geistliche — du stehst an einer Leichenbahre und du trägst selbst daran die Schuld. Du siehst hier die irdischen Reste deiner Gattin, der du einmal geschworen hast, sie in Freud und Leid zu lieben. Wie hast du deinen Eid gehalten? Hast du daran gedacht, daß die Stunde kommt, da du ihr vor deinem Herrn und Gott begegnen sollst und er dich fragen wird, wie du deinen Eid gehalten hast? Das hast du nicht gethan, denn sonst hättest du die Hand nicht zu dieser Mordthat erhoben. Betrachte sie, und sage dann vor dieser christlichen Versammlung, daß du deine That bereust, sage es laut und aufrichtigen Herzens, auf daß dein Verbrechen dich nicht unbußfertig in die strafenden Hände des Herrn führt!“

Der Angeklagte sah sie nicht an, sondern bohrte die Augen in die Wand und kniff die Augenlider zusammen.

„Sieh sie an“ — befahl der Richter, und infolge einer Bewegung des Gerichtsdieners, welche ein Rasseln der Ketten verursachte, wandte sich Ek nach der Leiche um, warf einen insichgekehrten Blick auf den Sarg, zog die Nasenflügel empor, als wenn ihm der Geruch Unbehagen bereitet hätte und spuckte, wie es schien, unfreiwillig vor sich hin oder infolge einer Gewohnheit, die er nicht beherrschen konnte.

Ein Gemurmel des Schauders und Abscheu's ging durch die Menge, als wenn alle einer Leichenschändung beigewohnt hätten, und der Richter mußte die Hand erheben, um den Sturm zu besänftigen.

Darauf ergriff er das Wort:

„Andreas Ek, bevor wir zur Fällung des Urtheils schreiten, dessen Ausgang nicht zweifelhaft zu sein scheint, frage ich dich zum letzten Mal: bereust du deine That?“

„Nein!“ — erwiderte der Mörder ebenso bestimmt, wie die früheren Male.

„Weißt du, daß das Urtheil auf Tod lauten kann?“

„Ja!“

„Und du fürchtest nicht vor den höchsten Richter zu treten?“

„Nein! Ich hoffe darauf.“

Der Richter nahm sein Pince-nez ab und betrachtete den Mörder mit den durchdringenden Augen eines Kurzsichtigen.

„Hast du nichts zu deiner Verteidigung anzuführen?“

Der Mörder dachte einen Augenblick nach; darauf antwortete er, gleichgiltig hervorstoßend, als wäre es ihm ganz gleich:

„Ne!“

Da wandte sich der Richter nach den Geschworenen um, um die Bestätigung derselben dafür zu erhalten, daß das Verhör beendigt wäre und das Urteil gefällt werden könnte.

„Herr Richter! Ich bitte um Beratschlagung“ — nahm der aufmerksame Geschworene das Wort.

Der Pastor und der Arzt erhoben sich, um hinauszugehen, aber der Richter ergriff das Wort.

Gestatten Sie, Herr Geschworener, daß der Herr Pastor und der Herr Landphysikus in Anbetracht der Wichtigkeit des Falles als adjungierte Mitglieder betrachtet werden und daher bleiben können?

Der Geschworene bejahte, und der Lensmann begann den Saal von Nichthingehörigen zu räumen.

Als dieses geschehen war und Stille eingetreten, wandte sich der Assessor an den Geschworenen Olsson:

„Was hat der Herr Geschworene zu beantragen?“

Der weißhaarige, sechzigjährige Mann, der seit fünfundzwanzig Jahren Geschworener war, erhob sich und sagte:

„Herr Richter, meine Herren! Entschuldigen Sie, daß ich nicht in allen Punkten die Meinung des Herrn Richters teilen kann. Ich habe viele solche Fälle gesehen, aber keinen, wie diesen. Erstens möchte ich gleich von vornherein hervorheben, daß meine Einwendungen gegen die Untersuchung nicht darauf hinauslaufen, mildernde Umstände aufzusuchen, da diese nur dazu führen würden, die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängnis zu verwandeln und da ja der Mörder nach allem, was hier vorgebracht ist, selbst den Tod für milder als die Gefängnisstrafe zu halten scheint, und es ist auch nicht meine Absicht, den Versuch machen, es glaubwürdig erscheinen zu lassen, daß der Mörder nicht Mord begangen hätte, was jedoch hätte der Fall gewesen sein können, wenn ermittelt wäre, daß die Ermordete den Tod infolge der beabsichtigten Mißhandlung erlitten hätte, ein Verbrechen, das unter besonderen, mildernden Umständen mit nur vier Jahren Zuchthaus gebüßt werden kann. Das wäre nun für einen siebenundvierzigjährigen Mann, der noch zwanzig bis dreißig Jahre leben kann, nicht so gleichgiltig. Ich will durch meinen Antrag auf Beratung nur in das Protokoll die Wahrscheinlichkeiten hineinhaben, die das Andenken des Mörders schützen können, da dieses nicht ohne Bedeutung für den Sohn ist, der den Namen erben soll und erfahren, wer sein Vater war, und gleichzeitig möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige Umstände in der Leitung des Gerichtsganges hinlenken, die vielleicht von dem Streben der Zeit nach Genauigkeit in der Prozedur verlangt werden

mögen, und ich glaube, ohne den guten Willen des Herrn Richters zu unterschätzen, daß hierbei mehr Sorgfalt darauf verwandt ist, zu konstatieren, daß das Verbrechen begangen ist, als das Motiv für das Verbrechen zu ermitteln, und man sollte doch wohl meinen, daß die Beweggründe für unsere Handlungen auch einige Bedeutung haben müssen, nicht in der Wagschale des Gesetzes, sondern in der allgemeinen Beurteilung, die doch wichtig genug sein kann."

„Darf ich —" unterbrach ihn der Richter, und als der Geschworene verstummte, sprach der Assessor. — „Der Herr Geschworene wollte also in den Thaten der Ermordeten den Beweggrund für den Mord suchen, aber da man tote Menschen nicht anklagt, halte ich den Einwand für unbefugt."

„Um Vergebung! Ich will keine Advokaten-Scherze machen, das hat der Herr Richter wohl daraus entnehmen können, daß ich gewisse Schwächen in der Beweisführung überging, aber ich möchte in Kürze antworten: auch tote Leute können eine Rolle vor Gericht spielen, wie in dem über Verstorbene verhängten Konkurse und in Erbangelegenheiten, aber ich will auch gern zugeben, daß man Tote nicht anklagt und nur Gutes von ihnen reden soll. Ich will mich nur darauf beschränken, an den Mörder — ich nenne ihn so infolge seines Bekenntnisses, obwohl noch nicht erwiesen ist, daß er nicht nur ein Totschläger oder Mißhandelnder ist, — folgende Fragen zu stellen:

Wie ist er dazu gekommen, den Beschluß zu fassen, seine Frau zu ermorden?

Wann begann er diesen Beschluß zu fassen?

Aus welchen Gründen glaubt der Angeklagte, daß er diesen Beschluß zu fassen begann?

Ferner wünschte ich, daß Zeugen verhört werden sollten, die die Aussagen des Angeklagten widerlegen oder bestätigen könnten."

Der Assessor rieb seine Augen, als wäre ihm Sand oder Staub in den Kopf hineingekommen und hinderte den Gang seines Gedankenmechanismus. Darauf erwiderte er:

„Ich nehme an, daß die Beantwortung dieser Fragen Schatten auf die Verstorbene werfen würde!"

„Dann käme vielleicht etwas Licht über den Mörder, der auch sterben soll, und von dem man dann vielleicht auch etwas Gutes sagen könnte, da man von Toten nur Gutes sprechen soll."

Der Pastor machte Miene, etwas zu sagen, und sein stummer Wunsch wurde bewilligt.

„Es liegt in der menschlichen Natur ein starkes Verlangen darnach, sich weißzubrennen, und ich glaube, bei der Vorlegung der Fragen würde der Mörder begierig die Gelegenheit ergreifen, alle Schuld auf die Tote zu werfen, die sich nicht verteidigen kann, und die zu verteidigen wir daher als unsere Pflicht betrachten müßten."

Der Richter ergriff wieder das Wort, obgleich der Geschworene Miene machte, zu antworten.

„Obschon ich der Meinung des Herrn Pastors beipflichte, kann ich gesetzlich doch den Antrag des Herrn Geschworenen Olsson nicht ablehnen."

Der Lensmann bekam einen Wink, und der Mörder wurde hineingeführt, gefolgt von der Volksmenge.

„Andreas Ek — begann der Richter — „kannst du mir sagen, warum du deine Frau ermordet hast?"

Ek dachte lange nach; dann erwiderte er:

„Nein, das kann ich nicht.“

„Warum nicht? Weißt du es nicht, beſinnſt du dich nicht darauf, oder willſt du es nur nicht ſagen?“

„Das iſt ſo lange her.“

„Meinſt du, es iſt ſo lange her, daß du den Beſchluß faßteſt?“

„Ja!“

„Wie lange warſt du verheiratet?“

„Siebzehn Jahre!“

„Wann faßteſt du den Beſchluß, ſie zu töten?“

„Vor ſechs Jahren.“

„Wie kam das?“

„Ich fing an ſie zu haſſen.“

„Warum?“

„Das — das kann man mich nicht zwingen zu ſagen.“

„Ja — doch; das Geſetz geſtattet nicht, ein Bekenntnis zu erpreſſen, aber wenn ſich halbe Beweiſe finden, kann der Richter es mit ſtrengerem Gefängnis verſuchen.“

„Das iſt alſo Folter?“

„Du haſt nur zu antworten, nicht zu fragen? Nun frage ich: wie entſtand dein Beſchluß?“

„Das iſt ſchwer zu ſagen“ — ſuchte Ek ſich in ſeiner Erinnerung vorzutappen — „denn es kam ſo nach und nach. Aber deſſen entſinne ich mich, daß ich mich zuerſt darnach ſehnte, ſie los zu werden; dann nahm dieſe Sehnſucht zu, ſodaß, als wir vor fünf Jahren einmal an der Dreſchmaſchine beim Nachbarn ſtanden, ich wünſchte, zuerſt ihre Finger, dann ihren Arm, dann ihren Körper zwiſchen den Rädern zu ſehen, und mir däuchte, ich hätte gelacht, wenn ich ſie auf der andern Seite hätte ſo als Brei herauskommen

sehen. Aber ich wollte es nicht selbst thun, ich wünschte nur, zu sehen, daß es geschah. — Dann verging ein Jahr, und dann begann ich zu wünschen, es selbst zu thun. Ich bat Gott, er möchte mich von den Gedanken befreien, aber sie blieben da. Und dann kamen sie immer stärker, bis sie wie ein Befehl waren zu einer That. Es mußte geschehen. Und dann wurde es Jahr für Jahr klarer, bis es vor mir stand, daß, wenn ich es nicht that, ich etwas versäumt hätte, das geschehen müßte. Es wuchs in mir, daß ich ihren Körper zerschlagen müßte und ihn zur Latrine tragen — dort wollte ich sie hin haben — warum, das weiß ich nicht, mir däuchte nur, sie gehörte dort hin. Und dann that ich es und bekam Frieden!"

„Na, aber sag' einmal — stellte der Richter vorsichtig seine Frage, als wenn er die Antwort fürchtete — sag' einmal, was geschah denn vor sechs Jahren, daß du gerade damals deinen Entschluß zu fassen begannst?"

Der Mörder dachte ein Weilchen nach, dann antwortete er:

„Ich weiß nicht, daß etwas Besonderes in dem Jahr geschah."

Der Pastor, der die ganze Zeit unruhig dagesessen hatte, da er fürchtete, der Mörder würde die Rettungsplanke benutzen, alle Schuld von sich abzuwälzen, atmete erleichtert auf, als die Untersuchung ein Ende nahm, aus Mangel an Fragematerial, und der Richter, der meinte, der Gerechtigkeit genüge gethan zu haben, nachdem auch die Fragen des Geschworenen gestellt waren, benutzte die Gelegenheit, die Session für geschlossen zu erklären, und teilte mit, daß das Urteil in acht Tagen gefällt werden würde.

* * *

Am Nachmittag desselben Tages saßen die Mitglieder des Gerichts und die Beigeordneten sammt dem Geschworenen Olsson im Pfarrhof und tranken den Nachmittagskaffee. Der Doktor und der Geschworene hatten sich abseits in eine Fensternische gesetzt und sie plauderten mit leiser Stimme, damit sie von den andern nicht gehört werden sollten.

„Es ist in jedem Fall merkwürdig" — sagte der Geschworene und betupfte die vergilbte Photographie der Ermordeten — „es kommt mir so wunderlich vor, wenn ich dieses Bild hier ansehe und daran denke, was der Medicinalrat von dem schrieb, was er den Verbrechertypus nannte; ein unproportionierter kleiner Schädel, Schiefäugigkeit, Mangel an Symmetrie, zu große und abstehende Ohren. Und wissen Sie was, Herr Doktor, ich kannte die Person im Leben. Ja, verzeih mir's Gott, nun fällt es mir ein; sie machte während des Winters für meine Frau Webearbeiten, und sie schlug immer das Garn in falscher Farbe auf."

„Hörte sie denn auch schlecht?" fragte der Doktor mit lebhaftem Interesse.

„Ja, ob es das war oder ein anderer Grund — man bekam niemals eine Antwort von ihr, die zur Frage paßte."

„Dann trifft es zu!" rief der Doktor laut, sprang vom Stuhl auf und setzte sich wieder. Darauf fuhr er flüsternd fort: „Sie war also der Verbrecher. Aber, sagen Sie mir, was, glauben Sie, ist dort draußen auf der Scheer geschehen; was halten Sie von der Sache?"

„Ja, liebster Doktor, was die Menschen dort draußen in der Einsamkeit für ein Leben führen, das kann man nicht gut sagen, und eine siebzehnjährige Ehe allein zu zweien, das geht niemals gut. Ja, ich weiß Dinge dort

draußen, ich weiß Dinge — na ja! Man hat ja Menschen gesehen, die einander in Seenot auffressen, und man hört von Verbrechen, von denen man in Gesellschaft nicht reden kann, wobei Gelegenheit und die Umstände das Meiste gethan haben. Draußen in den Klippen geschehen in jedem Fall viel Dinge, von denen man niemals etwas erfährt, und was in diesem Fall geschehen war, sehen Sie, das wollte ich gern erfahren, aber es gelang mir nicht. Aber richtig war das nicht! Darauf möchte ich schwören!"

„Aber warum sagt denn der Mann nichts?" fragte der Doktor, „können Sie mir das erklären?"

„Erklären kann ich es nicht, aber es ist so Sitte, Volksglaube, Aberglaube, was Sie wollen, daß der Mann niemals seine Frau anklagt; aber Sie sollten die alten Weiber hören, wenn sie zusammenkommen! Die sollten Sie hören, Herr Doktor!"

„Das heißt, dieser Mann ist also in gewissem Grade seinem Aberglauben zum Opfer gefallen."

„Das könnte man sagen! Aber rotte ihn aus, wer es kann!"

* * *

Acht Tage später wurde Andreas Ek wegen beabsichtigten Mordes seiner Frau zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Das Hofgericht bestätigte das Urteil, und der Mörder weigerte sich eigensinnig, Berufung einzulegen.

Der Geschworene erbot sich, Wiederaufnahme der Sache zu erreichen und Zeugen verhören zu lassen; aber Ek weigerte sich ganz bestimmt, und drohte, sich zu rächen, wenn sich jemand in seine Angelegenheiten hineinmengte.

Ola Hansson.

Ola Hansson bezeichnete es schon in einem aus seiner ersten Schaffensperiode stammenden Gedicht: „Ein offenes Wort“ als seine Aufgabe: „die eigene Seele in Stücke zu zerpflücken, zu zeigen, wie die Zeit sich darin spiegelt, wie Stachel an Stachel des Lebens bunte Saat aufgeht, und die bebenden Gefühlsfäden zu entblößen!“

Eine Natur von einer mimosenhaften, seelischen Zartheit, „ein empfindliches Kind, das zugleich individualisiertes Wesen bis in alle Nerven ist“, wie er einmal so glänzend einen seiner Helden charakterisiert, „eine Seele, deren geschärfte Augen das wahre Wesen des All's, das große Weh des Lebens sehen“ — hat er versucht die Schleier von seinem Empfinden zu heben, hineinzuleuchten in all' das, was uns sogar an uns selbst immer unverstanden und unbegreiflich erscheint, und vor dem man bei andern Menschen mit schüttelndem Kopfe dasteht. Und dies ständige, bis in die Tiefe hineindringende Selbstbeobachten schärfte sein Auge für die verborgensten Seelenvorgänge in den Andern, daß er wie mit seelischen Röntgenstrahlen hineinleuchten konnte in ihr geheimstes Empfinden und die letzten Ursachen des Handelns der Menschen, wenn auch nicht zu erklären — denn wer könnte das Unerklärliche, das unfaßbar Feine deuten — so doch ahnen zu lassen vermochte.

Und wie er so hineinleuchtete mit seinen Zauberstrahlen in sich und die Andern, da fand er, wie so anders doch die Menschen sind, als die meisten sie sich vorstellen. Er erkannte, daß kaum ahnbar feine Einflüsse, eine ganze Kleinigkeit, ein Duft, ein Hauch, ein augenblickliches Phantasiespiel, eine aufdämmernde Ähnlichkeit, ein instinktives Gefühl in den Nerven über ein ganzes Lebensschicksal zu entscheiden

und zu Thaten hinzureißen vermögen, die außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen schienen. Er enthüllte, daß eine Willensfreiheit des Menschen nicht existiert, daß Mordthaten und Selbstmord vollbracht werden können, ohne daß der Wille und die Absicht dazu vorhanden war, (in der Novellensammlung: „Parias") denn die Menschen sind nicht Herr über diese Einflüsse, die von außen kommen, über diese Eindrücke, die plötzlich durch ein scheinbares Nichts wachgerufen werden, und wachsen und wachsen, bis sie allein noch das Herrschende in uns sind.

Und er sah: das größte Geheimnis des Lebens ist die Liebe. Mehr, als anderes, entscheidet sie über das Lebensschicksal, und gerade sie wird von den kleinsten Bagatellen erzeugt und zerstört.

Namentlich in seiner ersten Schaffensperiode war Ola Hansson von einer traurigen, zweifelsüchtigen Weltanschauung erfüllt. „Ein Kampf" war ihm das Leben. „Ein Kampf um ein Nichts! Ein Kampf gegen Wolken, im Nebel! Schwer ist das Leben!" (In der Gedichtssammlung „Notturno"). Darum glaubte er auch nicht an eine Beständigkeit der Gefühle, darum lag es ihm näher, das Vergehen des Liebesempfindens zu studieren, als sein Entstehen. Das Resultat dieses Studiums veröffentlichte er in dem Novellencyklus „Sensitiva amorosa". Mit einer unendlich feinen Kunst, die auch im Stil und Ausdruck nach innigster Anpassung strebte, wird hier versucht, jene Stimmungen, jene Seelenschwingungen in Klängen und Farben zu malen und vor dem Leser in suggerierendem Zusammenklingen alles das erstehen zu lassen, woraus das große Geheimnis entsteht und wodurch es zerrinnt. Da führte er Paare vor, die im Rausche des Liebesglückes einander angehörten, aber plötzlich: irgend ein Eindruck auf den einen der beiden, eine Erkenntnis dämmert in der Seele des einen über die tiefinnerste Wesenheit des andern empor, und das eben noch so mächtige Gefühl, das einen mit Entzückungen erfüllte und in dem man alles andere zu vergessen schien, schrumpfte zusammen, wie ein noch frisches Blatt unter dem ersten Frosthauche, oder erlosch wie ein Licht im plötzlichen Wirbelwind oder verwandelte sich gar in das Gegenteil, in ein Zurückbeben, in Abscheu. Aber er zeigte auch, wie die Liebe etwas Anderes sein könne, als ein Rausch: ein seelisches Eindringen in das Wesen des andern, oder ein Glücksgefühl im begehrungslosen Zusammenleben.

Und diese Erkenntnis „von dem geringen Zufall, dem vollständigen Nichts, das hinreichend sein kann, das im Innern und Verborgenen brennende Feuer oder den im Innern sprossenden Keim plötzlich sichtbar werden zu lassen" (Meervögel), zieht sich weiter durch Ola Hanssons Schöpfungen. Und dabei geht als Grundton (namentlich durch „Sensitiva amorosa") ein scheues, fast angstvolles, widerwillenerfülltes Zurückbeben vor dem Brutalen, vor der naturgeborenen, in Rausch versetzenden Sinnlichkeit. Einmal (in die „Neuvermählten") erlischt sogar die Liebe des Mannes, sobald ihm offenbar geworden, daß das innerste Wesen seines Weibes eine solche naturkräftige Leidenschaftlichkeit ist.

Fast allen Männern Hanssons ist, wohl in Verwandtschaft mit seiner eigenen Wesenheit, dieses Zurückschrecken vor dem Brutalen, vor der Sinnlichkeit in ihrer Urgewalt eigen. Während dies Gefühl in den „Sensitiva amorosa" stark genug erscheint, die Liebe in ihnen zu ertöten, wird später die Sinnlichkeit zu einer furchtbaren Naturgewalt, vor der dem Manne wohl grauft, deren Macht er sich aber doch nicht zu entziehen vermag. „Im Huldrebann." Als der Held nach einem Leben voll Qual erwacht, wie der Verlockte im Arme der Huldra, da ist auch seine Lebenskraft gebrochen. Ebenso ahnt Rechtsanwalt Aakesson in dem Wesen der Frau Bunth eine Lüsternheit, mit der er doch mit einer Empfindung des Widerwillens Fühlung zu gewinnen beginnt. (Frau Ester Bruce.)

In diesen scheuen, sensibeln, überfeinen Seelen ruht es überhaupt wie ein angstvolles Beben, ein Gefühl, das der Dichter mit „Lebensangst" bezeichnet und dessen Vorhandensein in dem modernen Kulturmenschen er wieder und wieder verkündigt und das wohl verwandt ist mit der Teufelsfurcht vergangener Jahrhunderte. Schon in seinen Jugendgedichten „Notturno" stöhnte er qualvoll auf: „Aber gleichwie in der Nachtluft — fortzittert ein peinvolles Beben — von Tageshitze — und Tageslärm — so sitzt in meines Wesens — Innerstem in des hautlosen Fleisches Nervennetz — gleich nimmerbetäubbarer Unruh — der Lebensangst zerrender — widerhakenversehener Griff!" Auch in den Prosadichtungen „Jung Ofeg's Weisen" erscheint sie als die Zerstörerin der Lebensfreudigkeit, und in der Novelle „Lebensangst" („Sensitiva amorosa") suchte er nach einer Erklärung für

dieses Gefühl: „Ist sie die Vergänglichkeit, die dem Gegenwartsmenschen näher gekommen ist, der Tod, den er ständig hinter sich schleichen hört? Oder ist es das thörichte, böswillige Schicksal, das sein Meduſenhaupt vor dem modernen Fatalisten erhebt? Oder ist es der Anblick des Kampfes um's Dasein, der vorwärtsrollende Riesenwagen der Zeit und das millionenweise niedergetretene Menschengetier? Ist es vielleicht die eigene kranke Wesensessenz des Universums, die der moderne Mensch mit einer verschärften Sensibilität in sich selbst verspürt?“ Genug, sie macht die Kindheit zu einem fieberhaften und ängstlichen Grübeln, sie unterbricht ihn in tiefster Geistesarbeit, sie überkommt ihn im höchsten Genuß, sie zerstört selbst seine Liebe und treibt manchen bis in den Wahnsinn. Erst weit später scheint der Dichter eine Erlösung von dieser „Lebensangst“ gefunden zu haben, wenn er in dem Roman „Vor der Ehe“ bei einem der jungen Helden desselben jene „dumpfe Angst vor dem Unnennbaren“ in der Nähe der Geliebten „zu einer einzigen Innerlichkeit aufgehen“ läßt.

Ola Hanſſon stellt dem Wesen des Mannes das der Frau gegenüber; in ihr spielt das Sexuelle eine so übergewaltige Rolle, daß für das Weib, wie eine spätere Erkenntnis von ihm lautet, (im Roman „Frau Esters Bruce“) eine glückliche Ehe ohne ein dem Naturbedürfnis entsprechendes Sexualleben nicht denkbar ist. „Es überkommt einen so, daß man nichts dagegen vermag!“ bekennt Frau Bunth ihrem Manne. „Sie macht sich nichts aus dem andern!“ und sie glaubt, daß Rettung für sie wäre, „wenn sie nur ein Kind hätte.“ Selbst die feinsinnige Frau Bruce, die Trauer tragen möchte über all' das Innerste und Feinste, was in ihr durch eine unglückliche Ehe ertötet ist, selbst sie meint: nicht die Rohheit und all' die andern Einzelheiten bei ihrem Manne waren es, die sie zur Empörung trieben, sondern das, daß er als *Mann* ihr zuwieder war! —

Darum ist aber Ola Hanſſons Meinung vom Weibe nicht etwa eine geringe, ja gerade in seinen letzten Werken spricht sich eine immer höhere Wertschätzung des Weibes für den Mann aus. Nur durch ein Weib könne der Mann mit einer fremden Natur zusammenwachsen und sich dann in ihr heimisch fühlen, läßt er den Helden in dem autobiographischen Roman „Die Heimreise“ sagen, der tiefen

Einblick in den geistigen Entwicklungsprozeß des Dichters bietet und seine Loslösung von der engen, heimischnationalen Weltanschauung zu der „guten Kulturschule der ganzen Welt" zur Vollendung bringt. Nur das Weib, die Gemeinschaft mit ihm, kann auch der in sich verschlossenen, Einsamkeit liebenden Natur die zu ihrem Glücksgefühl notwendige Ergänzung bieten, sie, die sich überall heimlos fühlt, heimisch machen. „Und das Heimgefühl muß man haben, um leben zu können, einen Einheitspunkt in sich, etwas, das die zwei innern Ich's zusammenbindet."

Ola Hansson ist ein solcher Einsamkeitsmensch, und er malt auch fast nur solche in sich verschlossene Einsiedlernaturen. Nicht daß die Einsamkeit eine Befriedigung für sie wäre — sie empfinden sie als etwas Ödes, Schmerzvolles, denn sie sehnen sich nach Zusammenklang mit einem anderen Wesen — aber sie können nicht aus dem Kreise ihres Ichs heraus. Schon in einem Jugendgedicht klagte er: „Böse ist es, einsam zu gehen mit seinen schweren Gedanken!" Und in der Erzählung „ein Festtag" heißt es ebenso klagend: „Ich stand allein, während alle andern paarweise gingen." Der Held im „Huldrebann" empfindet es mit tiefem Weh, wie die Verbindung mit dem gemeinen Weibe ihn von allen Seinigen scheidet, und der Rechtsanwalt in „Frau Ester Bruce" fühlt bedauernd, daß man „immer draußen steht, und nur ein groteskes Schattenspiel sieht hinter herabgelassenen Gardinen." Und hier versuchte Ola Hansson auch eine Deutung dieses Zwiespaltes zwischen dem Sehnen nach Verkehr mit den Menschen und dem scheuen Zurückweichen in die Einsamkeit zu finden: „So war es immer mit ihm; er verkam in der Monotonie, aber rückte etwas auf ihn, was sie brechen konnte, ein Ereignis oder eine Person, so wehrte er sich mit Hand und Fuß dagegen und empfand es als Unannehmlichkeit." In „Meeresvögel" aber, diesem zarten Liebesroman voll Meeresstimmung und wehmutsvollem, lebensmüdem Träumen, kommen zwei solche, lebensenttäuschte Einsamkeitsmenschen, deren jeder von seiner eigenen Gedanken- und Empfindungswelt erfüllt ist, zusammen zum „freien, armen und stolzen" Lebensbunde, wie die Meervögel. Und als der Dichter in „Vor der Ehe" einen Kreis von Männern in seltsamer Verbrüderung zeigte, selbst da enthüllte er nach und nach, wie ein jeder von ihnen das Tiefinnerste

seines Wesens für sich verborgen behält und wie sie von einander doch nur die äußeren Menschen kannten.

Denn Ola Hansson glaubt an die unendliche Verschiedenheit der Menschennaturen, ihm verschwindet das Typische hinter den kleinen individuellen Zügen. Aber darum empört er sich auch über die gleichmacherische Zeitströmung, darum glaubt er mit Nietzsche an das Ewigkeitsrecht der Herrenmenschen über die Sklavenseelen, darum rief er in „Jung Ofeg's Weisen": „Ich will nicht mit Euch zusammenkämpfen, Ihr Blusenmännner, denn wenn Ihr siegt, wird alles, was mir lieb ist, in den Boden getreten. Ich will auch nicht in Euern Reihen stehen, Ihr Schwarzröcke, denn ich hasse das Dunkel und liebe die Mittagssonne!" Darum „setzt er seinen Weg fort und geht hinaus in die Wüste." Denn er glaubt an einen einzigen: „Ich glaube an mich selbst". („Jung Ofeg's Weisen").

Dieser sieghafte Glaube, der sich hier ausspricht, hat sich bewährt, und lichter und lichter wird es in der Gedankenwelt Ola Hansson's. Aus seinem letzten Roman „Vor der Ehe" spricht etwas wie ein Glaube an die Lebensfreude, die der Lebensangst gewichen ist.

Mimoſenſeelen.

(Aus „Sensitiva amorosa“.)

Von Ola Hanſſon.

Wir waren drei alte gute Freunde, die lange in intimem und täglichem Umgang zuſammen lebten, die einander aus- und inwendig kannten und die dann das Leben weit von einander riß. Nun ſahen wir uns nach einer vieljährigen Trennung wieder, während welcher der eine nicht viel mehr von dem andern gehört hatte, als was das Gerücht erzählt und die flüchtig aufgefangenen Worte gemeinſamer Kameraden, mit denen man zufälligerweiſe auf ſeinem Lebenswege zuſammentraf. Von ungefähr hatten ſich nun auch einmal unſere Bahnen gekreuzt, — das Schickſal hat ja dergleichen kleine Einfälle — er, der am Orte wohnte, hatte ein Mittageſſen arrangiert, wir waren ganz unter uns geweſen, wie in alten Tagen, die Seelen waren nach und nach weich geworden, alle vergeſſenen Erinnerungen aus der Zeit unſers Freundſchaftslebens waren von den Toten auferſtanden, und unſer ganzes Jugendleben erſchien plötzlich vor unſerm Blick wie eine ſtille und ſchlummernde Fata morgana, die dadurch, daß ſie in ſo weiter Ferne lag, doppelt zauberhaft wirkte. Wir hatten eine Droſchke genommen, die Stadt lag bereits hinter uns, und wir fuhren

langsam am Strande entlang. Es war früh im Lenz und gegen Abend; der Sund lag glänzend in der Abendsonne da, der Dunst stieg von den Wiesen auf, die Wälder spielten in den verschiedensten Tönen zarten Grüns, und es war so einsamkeitsstill, wie es nur auf dem ebenen Lande sein kann, wo nur die Lerchen im blauen Raume singen. Die Erinnerungen an das Vergangene tauchten empor, eine nach der andern, jetzt eine frohe, nun eine wehmütige; sie wurden zu Worten und Bildern, und wir durchlebten alles noch einmal, ruhig und lind, wie der Lenzabend um uns und wie es nur in der Erinnerung geschieht, nachdem das Leben einen aus seinen Krallen frei gelassen hat.

Ein Name kam auf meine Lippen, ich weiß nicht wie oder woher, der Name eines Menschen, dem wir alle drei seinerzeit nahegestanden hatten, und wir begannen von seinem Schicksal zu sprechen. Er hatte sich vor einigen Jahren mit einem Mädchen verlobt, welches alle erdenklichen Vorzüge besaß und vor der alle Welt auf den Knieen gelegen hatte; nachdem aber einige Monate seit der Verlobung verstrichen waren, hatte er sie wieder aufgehoben, ohne daß jemand die Ursache ausfindig machen konnte. Das Mädchen hatte sich schnell gefaßt und sich über ihr Mißgeschick getröstet und bald einen andern gefunden, der sein Glück besser zu schätzen wußte, wie die Welt sagte; und er saß als wohlbestallter Beamter in einem Provinznest. Keiner von uns kannte sie und wir hatten nichts, woran wir uns halten konnten, während wir seine Natur durchforschten und Mutmaßungen darüber anstellten.

„Es ist müßig, sich aufs Erraten zu legen," sagte derjenige, der mir gerade gegenüber saß, „was ihn veranlaßt hat, zu

handeln, wie er es that, weiß wohl niemand beſſer, als er ſelbſt, und wenn er es geſagt hätte, würde ihn wahrſcheinlich niemand verſtanden haben, und ſie, die zunächſt Anſpruch auf eine Erklärung erheben konnte, vielleicht am allerwenigſten. Ich beſinne mich noch, wie ich, als ich ihre Verlobungsanzeige erhielt, mir ſelbſt vorausſagte, daß ſie in neunundneunzig Fällen von hundert wieder auseinander gehen würden, obwohl ich nicht die geringſte Ahnung hatte, wie ſie ausſähe oder wie ſie wäre, einzig und allein, weil ich wußte, daß Menſchen, wie er und wir, uns nicht für das ganze Leben binden *können*. Für uns iſt die Ehe ein Hazardſpiel, ein hoher Satz auf *eine* Karte. Bagatellen beherrſchen das Leben und bilden Wendepunkte; die unberechenbarſten Kleinigkeiten, die man nicht früher entdeckt, als wenn es zu ſpät iſt, und die man im erſten Augenblick nicht ſehen *kann*. Unſer Freund hat auf ſeinem Wege ein Weib getroffen, bei deren ganzem äußeren und inneren Daſein ſein eigenes ſenſibles und empfindſames Weſen ſeine heimlichen Bedürfniſſe und Träume wiedergefunden hat, und er hat gleich einem hohen Violinton, der ſeine ganze Seele und all' ſein Sinnen in Bewegung verſetzte, alles gehört, was er an Reinheit in ſich beſaß, und er hat vergeſſen, daß in dieſem ängſtlich feinen Bogenſtrich der Mißton lauert, der am leichteſten erweckt wird. Und dann, eines ſchönen Tages, hat er dieſe falſche Nüance vernommen, und der Mißton iſt angeſchwollen und hat ſich verſchärft, von Minute zu Minute, und er kann ſeine Finger in die Ohren geſteckt und ſich gedreht und gewandt haben, es hat nicht das Geringſte geholfen, und die ganze Melodie hat ſich aufgelöſt und iſt zu einem unleidlichen Miſchmaſch gellender und

kratzender Töne geworden — und er ist geflohen. Es kann ein noch so kleines Wort gewesen sein, was es bewirkte, ein Tonfall in ihrer Stimme, ein Ausdruck in ihrem Gesicht oder eine Bewegung ihres Körpers, es kann alles Mögliche gewesen sein; etwas außer ihr, welches seine Anschauung von ihr veränderte, vielleicht nur eine Ideenassociation, die keine wirkliche Ursache besaß, oder eine plötzliche Umwälzung in seinem Gefühlsleben, womit sie nichts zu schaffen gehabt hat und deren er sich selbst durchaus nicht bewußt war, gleich wie wenn wir, rein physisch, ohne merkliche Veranlassung, Halluzinationen von einem Geruch oder Geschmack bekommen, der uns unbehaglich ist. Aber dieser unbehagliche Eindruck von Ekel, welcher möglicherweise ursprünglich in durchaus keinem Zusammenhange mit ihr gestanden hat, ist mehr als genug gewesen, um ihn von ihr wie von einem widerwärtigen Gegenstande abzustoßen und er hat sich von ihr freimachen müssen, ein Rätsel für alle und ein Rätsel für sich selbst.

Ein junger Mann meiner Bekanntschaft hat mir eine solche Geschichte aus seinem Leben berichtet. Er hatte sich in ein Mädchen verliebt, welches sich entgegenkommend zeigte, sie trafen sich täglich in freiem und intimem Umgange und hatten gute Gelegenheit, einander so genau kennen zu lernen, wie es für zwei Menschen möglich ist, und er fand, daß sie sich jeden Tag näher kamen und sein eigenes Wesen tiefer in das ihre eindrang und sich darin zur Ruhe niederließ, als wenn es hier sein rechtes und behagliches Heim hätte. Da geschah es eines Abends auf einer Gesellschaft, daß eine andere Person, gegen welche er vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an eine dieser Antipathien empfunden hatte,

die wir niemals analysieren können, die wir aber in unserm ganzen Wesen empfinden, dem jungen Mädchen den Hof machte, und es dünkte ihn, sei es mit oder ohne Grund, daß sie seine banalen Phrasen günstig aufnahm. Er empfand dies zuerst gleich einer Brandwunde im Innern seiner Seele und wie ein unerträgliches Brennen in seinen Gefühlen, und es war ihm dann, als wenn etwas von dem Wesen dieses antipathischen Menschen durch eine physische und geistige Verschmelzung in das ihre eindrang. Und gleich, als wenn etwas von jenem unbekannten Element bei seinem Rivalen, welches die Quintessenz seiner eigenen Natur durchkreuzte, sich diesem Weibe mitteilte, hatte er plötzlich bei ihrem Anblick und in ihrer Nähe ein Gefühl des Ekels, durchaus dieselbe unerklärliche und unbezwingliche Antipathie, welche er früher gegen den andern empfand; es war, als wenn ihr Körper und ihre Seele umgeben und erfüllt würden mit einem neuen Stoff, mit welchem sein Wesen sich nicht vermischen konnte, sondern von dem es sich voll Ekel zurückzog, in einer instinktiven Reflexerregung, gleich wie wenn unser Gemüt, unsere Geruchs- und Geschmacksnerven von etwas Widerwärtigem erregt werden.

Ich weiß auch ein junges Mädchen, dem etwas Ähnliches widerfuhr. Sie hatte sich mit einem jungen Manne verlobt und sie hatten einander so von Herzen gern, wie man hier in der Welt nur jemand gern haben kann, und schienen gleichsam für einander geschaffen. Er nimmt sie mit sich in sein Vaterhaus, um sie seinen Eltern vorzustellen, und sie wird von einem augenblicklichen, gewaltsamen Widerwillen gegen das Antlitz des Vaters ergriffen, und als sie ihn da neben dem Sohne stehen sieht, glaubt sie — viel-

leicht war es wirklich der Fall, es kann aber auch ebenso gut nur Einbildung gewesen sein — in diesem aufgedunsenen, widerwärtigen Antlitz etwas Gemeinsames mit den Gesichtszügen des Geliebten zu entdecken. Und bald sah sie in diesen nichts Anderes, all' die kleinen charakteristischen Eigentümlichkeiten, die sie früher eine nach der anderen herausgefunden hatte und die ihr so lieb waren, weil sie allein in der ganzen Welt sie kannte und weil sie daher die ihren waren und keinem andern angehörten, sie alle verschwanden, und es blieb nichts übrig, als jene unbestimmte Ähnlichkeit mit dem Vater, von der sie nicht herausbekommen konnte, wo sie lag und worin sie bestand, deren Vorhandensein sie aber fühlte und die sie ständig vor sich sah, wenn sie allein zusammen waren, er und sie, an die sie immer, Tag und Nacht, dachte, unter der sie litt, von der sie angeekelt wurde und die bis ins Unförmige wuchs und zur fixen Idee erstarrte, welche ihr ganzes Dasein, ihr Gemüt, ihre Gefühle und Gedanken erfüllte, wie es uns in Fiebernächten widerfahren kann, daß eine Melodie uns wieder und wieder ins Gehör kommt, immer dieselbe, und wir sie nicht loswerden können; sie drückt uns wie ein Alp auf der Brust und wir schwitzen und krümmen uns darunter, und sie schmerzt wie ein Messer in einer halbgeheilten Wunde und summt wie eine Fliege in unserm Hirn, wie in einem unendlichen, lautleeren Raume."

Die Sonne stand groß und gelb tief unten am Horizont, der Himmel erblaßte, die Kühle der Nacht machte sich in der Luft bereits bemerkbar und es wurde noch stiller draußen über den Feldern.

„Ich habe," fuhr unser Freund nach einer Weile fort,

— „ich kann es Euch ja gut erzählen, da ich jetzt an alles ohne Qual denken und ohne Verlegenheit davon reden kann, — ich habe selbst einmal in meinem Leben etwas Ähnliches durchgemacht, was mir dieses alles zu etwas Naheverwandtem macht, das ich recht von Herzen begreife. Vor einigen Jahren, im Sommer — ich hatte einen Winter hinter mir voll anstrengender und einförmiger Arbeit, ich war müde, körperlich wie seelisch, des städtischen Junggesellenlebens und der Gesellschaft der Menschen überdrüssig und wollte von dem allem fort. Ich reiste auf's geradewohl hinaus und ließ mich schließlich in einem abgelegenen ländlichen Winkel, einer idyllischen Gegend mit Wald und See nieder, welche gleichsam eine Welt für sich bildete, ohne Zusammenhang mit der, von wo ich herkam, und wohin das Geräusch der Welt nicht drang. Mir war wie einem, der aus einem Tanzlokal herauskommt, hinaus in die Nacht und frische Luft, dem wüst und heiß ist in Blut und Nerven und in dessen Kopf der Lärm noch summt, und ich glaubte in einer unendlichen Leere umherzuwandeln, die mich befiel und bedrückte wie ein Schwindel. Die Tage kamen und gingen, und ich hatte gleichsam nur ein einziges Gefühl, ein Gefühl von Sommer und Ruhe, und daß der Himmel blau war und die Luft voll warmen Lichtes, und daß es kühl war in dem grünen Schimmer unter den Buchengewölben, gleich als wenn eine weibliche Hand auf unsere heiße Stirn gelegt wird. Ich streifte tagelang umher, ich wurde wie ein Tier des Waldes und ein Kraut des Feldes, und es war eine stille Auferstehung des Kindes in mir, gleichwie wenn eine Pflanze, welche von der Sonne versengt und von Staub bedeckt ist, langsam ihre welken Blätter nach einem Regen-

ſchauer erhebt. Die letzten Jahre lagen hinter mir, gleich einem wimmelnden und ſummenden Dunkel, und es war, als wenn ich plötzlich in den Sonnenſchein hinausträte und ihn mein erfrorenes Weſen durchwärmen fühlte und es auftauen; und wenn der Abend kam, und die Sonne unterging, und es ſtill wurde, und die klare Sommernacht über der Gegend lag, war ich ſentimental, wie man es in den unvergeßlichen Tagen der erſten Jugend iſt.

Als ich an einem ſolchen Abend, nachdem ich den ganzen Tag im Freien geweſen war, heimkam, fand ich auf meinem Tiſche einen Brief mit einer Einladung von einer der Honoratioren des Ortes, einem däniſchen Gutsbeſitzer, deſſen Familie ich oft auf meinen Streifzügen begegnete — vermutlich wurde ich für einen Sonderling gehalten, da ich wochenlang wie ein Eremit lebte, ohne andern menſchlichen Umgang, als meine Wirtsleute, eine anſpruchsloſe Pächtersfamilie, die zu jenem Gute gehörte. Ich war über den Brief durchaus nicht erfreut, denn ich wollte friedlich leben und hatte es bisher ſo gut gehabt, aber nun fühlte ich, daß es damit wohl zu Ende war. Dennoch ging ich hin. Es waren eine Menge Leute aus der Umgegend da, man unterhielt ſich auf anſpruchsloſe, kleinbürgerliche Art, ich hatte mich weder amüſirt noch gelangweilt, als ich mich aber am Abend auf den Heimweg begab und allein mit mir ſelbſt recht überdenken konnte, was ich erlebt hatte und worin ich begonnen hatte mich einzulaſſen, und was nun werden ſollte, da wurde ich von Mißmut erfüllt.

Ich konſtatierte mit grauſamer Ironie all die wolbekannten Symptome einer Verliebtheit, und ich kannte mich ſelbſt nur allzu wohl, um zu wiſſen, daß ich bereits

mitten darin ſäße und weiter nichts zu thun hätte, als Allem ſeinen Lauf zu laſſen. Ich fürchtete mich aber vor dieſer neuen Neigung, die ſich wohl bald zu einer Leidenſchaft entwickeln würde und dann hatten die ſchönen Tage ein Ende. Es gab für mich, ſoviel war mir klar, nur zwei Wege: entweder ſofort abzureiſen oder mich mit Haut und Haar dem Unvermeidlichen zu ergeben. Es geſchah das Letztere.

Und während die Tage vergingen und bereits der Herbſt herannahte, wurde unſere junge Sommerliebe voll und reif und unſere Seelen wuchſen in einander, gleich wie zwei nebeneinanderſtehende Bäume ihre Wurzeln und Kronen ineinanderflechten. Und der Wald ſtand düſter da, und das Sonnenlicht wurde dünn und hart, und Licht und Schatten und alle Linien verſchärften ſich, und dann eines Abends im September, als die Gegend wie ein Märchenland im Mondſchein dalag, tauſchten wir unſer erſtes ſtummes Bekenntnis aus, in dieſem Blick, der für mich der Höhepunkt und die Quinteſſenz aller Liebe iſt und gegen welchen alles, was nachfolgt, leer und arm bleibt. Jeder Menſch hat wohl einen ſolchen Augenblick in ſeinem Leben, welchen er als ſeinen beſten liebt und ſchätzt; der meinige iſt dieſe Minute, da wir, dieſes Weib und ich, einer im Weſen des andern ausruhten, Aug' in Aug'. Ich gäbe gern all meine glühenden Sinnesräuſche und all meine betäubenden Wolluſtnächte gegen dieſen einen ſtummen thränenvollen Blick hin, der meine Wolluſt ſo zart und ſo ängſtlich ſpröde machte, daß ſie zum Schmerz wurde.

Da ich jetzt auf mein Jugendleben zurückblicke und frei all meinen Erlebniſſen gegenüberſtehe und ſie vergleichen

und beurteilen kann, — glaube ich mir ſagen zu können, daß von all meinen Neigungen dieſe die ſtärkſte geweſen iſt, vielleicht ſogar die einzige, der ich den großen Namen Liebe geben kann. Und gleichwohl hat es nur eines kleinen, elenden Zufalls bedurft, um bis in die Tiefe meiner Seele die Gefühle zu verändern, als wenn ſchwarz weiß würde.

An einem ſchönen Septembertage begleitete ich meinen däniſchen Freund zum Lensmann des Ortes, der auch zu ſeinem Umgang gehörte und deſſen Wohnung in der Nähe lag. Es hielt ein vierſpänniger Wagen vor der Thür; gerade als wir in den Hof hineinfuhren, kam ein junges Mädchen von zwei Männern geleitet, aus dem Bureau heraus, und der herbeieilende Knecht beeilte ſich, uns zu erzählen, daß es die Kindesmörderin wäre, von deren ſchrecklicher That man in der ganzen Gemeinde ſprach und die die Gemüter erſchreckte. Sie hätte alles bekannt, es beſtätigte ſich, daß der Mord begangen ſei, wahrſcheinlich in einem Augenblick der Unzurechnungsfähigkeit, aber in jedem Fall unter den widerwärtigſten Umſtänden, und die arme Verbrecherin ſollte jetzt ins Lensgefängnis abgeführt werden, um die Unterſuchung abzuwarten. Sie trug ein ſchwarzes, ſchmutziges Kleid, der Rock hing ſchief, auf der einen Seite ſchimmerte das Hemde durch und auf der andern war der ausgetretene Schuh und ein ſchmutziger Strumpf bis weit die Wade hinauf zu ſehen. Es lag etwas widerwärtig Verlottertes und Nachläſſiges über dieſer ganzen Frauengeſtalt. Und das Geſicht — ich ſah nur das Geſicht, an ihm blieb mein Blick wie angeheftet hängen, dieſes grauſige, aſchgraue Geſicht, das vom Weinen aufgeſchwollen und ſtreifig

von Thränen war und welches die Gewiſſensqual und Gemütsbewegungen aller Art bereits durchwühlt und entſtellt hatten, — und dann die Augen, mit ſchwarzen Schatten darunter und rotrandig, glanzlos, mit etwas Stierem im Blick, als wenn ſie ſtändig den Anblick der Miſſethat vor ſich ſähen, mit einem Ausdruck, wie bei einem erſtickten Angſtſchrei. Und neben dieſem Geſicht ſah ich ein anderes, ein unſchuldiges, blühendes und reines, aber doch ihm ähnliches, ich konnte nicht ſagen worin und weiß es auch heute noch nicht, aber ſie waren einander ähnlich, dieſe beiden Geſichter, und ſie floſſen mir zuſammen, und ich konnte ſie nicht mehr von einander trennen. Gleichwie ſich in dem Baugrunde zu einem neuen Gebäude der Urſtoff zum Schwamm findet, und dieſer ſich vermehrt und wächſt und durch das ganze Haus emporſchießt, ſchleichend, hinterliſtig und argliſtig und das Mark aus dem Holz frißt, auf dieſelbe Weiſe entwickelte ſich aus dieſem kleinen Samen, der durch einen Zufall geſäet war, ein giftiges Kraut, welches ſich in meinem ganzen Gefühlsleben verzweigte und es völlig und unheilbar zerſtörte.“

Der Wagen war indeſſen umgewendet, die Dächer und Turmſpitzen der Stadt zeichneten ſich gleich ſcharfen Silhouetten aus ſchwarzem Papier gegen den dunſtigen roten Widerſchein der untergegangenen Sonne ab, und zwiſchen dieſem und dem kalten, weißblauen Himmel über uns, mit feinen Abtönungen dazwiſchen, zog ſich ein ſchmaler Streif wie von grüner Seide, in dem ein großer und einſamer Stern leuchtete.

„Was hilft es, zu verſuchen, ein Leben aufzubauen, wenn wir von Mächten beherrſcht werden, die wir nicht

kennen, und wenn wir nicht mehr vor unſerm geheimen Gefühlsleben wiſſen, als die Keime und Knoſpen, die hier rund um uns ſchwellen und ſprießen, davon ahnen, wie ſich ihre Zellen bilden.

Verner von Heidenstam.

Verner von Heidenstam.

Die geistige Jugendentwickelung Verner von Heidenstam's fiel in eine Zeit, da die Kunst seiner Heimat sich mit dem ersten Fanatismus einer neuen Entdeckung in die Darstellung der nebelgrauen Alltäglichkeit, der menschlichen Schwäche und Kleinlichkeit versenkt hatte.

Auf ein „Glücks-Sonntagskind", wie es der junge Poet war, wirkte diese Kunstrichtung herausfordernd und verletzend. Schon von Kind auf war er eine träumerische, schönheitsdurstige, nach dem Weiten und Großen trachtende Natur gewesen. Ihm, der nie des Lebens Not und Elend kennen gelernt hatte, der die Malerei, der er sich zuerst widmete, aufgab, „weil sie ihn nicht völlig erfüllen konnte," weil er in ihr zuviel Handwerksmäßiges sah, das ihm die Herausgestaltung des Geistigen zu sehr behinderte („Der Meißel" in „Hans Alienus") — ihn empörte diese Kleinlichkeitsmalerei, diese Vorliebe für die „Grauwetterstimmung".

So kam es, daß eine friedensuchende, träumerische Natur zuerst fast als Kämpfer auf dem litterarischen Felde erschien und eine neue „Renaissance" der Kunst und des Geisteslebens forderte und anbahnen wollte.

Die Zukunftsaufgabe der Kunst und damit der Menschheit sah Heidenstam in der Rückkehr zur sorglosen Lebensfreude, da nur in ihr das Glück enthalten sein könnte.

Jung war er hinausgezogen in die Welt, erfüllt mit Schönheitssehnsucht und Glücksbedürfnis und in der Hoffnung, sie an den Stätten der antiken Welt befriedigen zu können. Er kam nach Griechenland, und seine Gedichte (in „Wallfahrt und Wanderjahre") künden, mit welchem Entzücken ihn diese Welt des Südens erfüllte. Hier, aus der schönheitsreichen Ruinen stieg vor ihm die antike Welt empor in einer

Pracht und Herrlichkeit, wie sie nie gewesen ist, wie sie aber sein Dichterauge erschaute, hier, wo „alles so licht und reich", hier mußte auch die Lebensfreude wohnen. Und er sah wirklich einen Bettler, der die andern bestiehlt und nach froh genossenem Raube sich behaglich sorgenlos in die Sonne streckt, aber bald wurde ihm doch klar, daß auch dort keine rechte Freude lebte, und daß über der schönen antiken Welt des Heidentums das Zeichen des Kreuzes errichtet ist, die Religion des Leidens, und daß der Schatten dieses Zeichens auch an diesen Stätten die sorglose Lebensfreude zerstört hat.

Da zog er weiter, und er kam nach dem Orient. An der Farbenglut, an dem Schönheitsreichtum der Natur dieser Länder berauschte sich seine Seele. Dies Land glich „einem schlafenden Jüngling, der trotz eines gewissen Wollustzuges um den Mund, im Ganzen doch den Ausdruck des griechischen Ernstes auf seinem Antlitz trägt, der, ohne zu altern, seit drei Jahrtausenden schläft." (Endymion.)

Hier in diesen Bettlern auf den Straßen, in diesen Frauen, denen noch die Schönheit ihres Leibes die Hauptsache ist und die sich nicht um den Ernst des Lebens kümmern, hier glaubte er die ersehnte Lebensfreude gefunden zu haben. Aber bald erkannte er abermals, daß dieser schlafende Jüngling, dieser Endymion, ohne es zu merken, hinstirbt, daß die Kultur des Abendlandes mit ihrem Pflichtgebot, mit ihrer Sorge für die Zukunft auch hier schon eingedrungen ist und den Tanz um das goldene Kalb entfacht hat. Erst in der Wüste, bei den freien Beduinen, erst da findet er völlige Sorgenlosigkeit, frohes Glücksgenießen des Augenblicks.

Er, der Suchende, hätte nun enttäuscht heimkehren müssen, aber Heidenstam empfand damals noch so jung, er war so empört über die Düstermalerei daheim, daß er wohl meinte, schon die Farbenpracht sei die Natur allein, und daß das Leben einmal „rosa", statt „grau", gemalt würde, die Sammlung jener Trümmer der „Urfreude", die sich dort im Osten fanden, und ihre Übertragung auf das arbeitsringende Abendland müßten eine herrliche Aufgabe für das ganze Leben sein. (Endymion.)

In dieser Sehnsucht nach der Wiederherstellung der Schönheit und naiven Lebensfreude berührte sich Heidenstam mit jenen Träumen, denen über ein Jahrzehnt vorher Ibsen in seinem „Kaiser und

Galiläer" Gestaltung verliehen hatte. Während aber der große Tragiker Ibsen den Untergang dieser vorzeitigen Weltanschauung im Kampf gegen die moderne des Pflichtgebotes verkörpert hatte und nur in hoffender Prophezeihung auf eine höhere, idealere Verschmelzung der beiden hingedeutet, bleibt der Lyriker Heidenstam dabei stehen, seinen Träumen, seiner Sehnsucht glutenheißen und farbenglänzenden Ausdruck zu verleihen.

Aber war es auch ein Zukunftsziel, wovon er träumte, war es auch ein Reich, das alle suchten? Diese Frage steigt qualvoll am Schlusse seines bedeutendsten Lebens-Werkes, der geistigen Autobiographie „Hans Alienus" empor.

Hans Alienus ist ein einsamer Wandersmann auf Erden. Er hat einmal aus den Fluten des Styx im Todtenreiche getrunken und seitdem kann er nicht mehr froh werden, wie ehemals, nicht mehr munter unter scherzenden Brüdern bei Tisch sitzen. Seine Gedanken weilen Tag und Nacht bei den Schatten. Und wie jeder ruhelose Wandersmann sehnt er sich nach einem Heim, und er sucht dies Heim in der Welt der Schatten; und wunderbar schönheitsreich steigt die versunkene Vorwelt vor ihm auf und ergreift seine Seele In Gedanken durchwandert er alle Herrlichkeiten der Erde, Jahrhunderte spiegeln sich vor ihm in einem Augenblick. Er spielt mit der frohen Jugend auf Wiesen, er weinte sich in Schlaf, in Seligkeit. Er sieht die Stätten der sinnlosesten, alles vergessenden, alles dem Genuß opfernden Lebensfreude. (Sardanapal.)

Aber nirgend findet er Ruhe, „in der Stille der Nacht weinte er, wie früher."

Und als er endlich nach einem langen Wanderleben sein Heim in der Heimat suchen will, als er nach all der Farbenpracht des sonnigen Südens an einem regnerischen Herbstabende in's Vaterhaus zurückkehrt, da fühlt er sich hier noch viel fremder, als draußen. Einen Moment glaubt er in dem immer verkannten und ihm fremd gewesenen Vater eine geistesverwandte Seele zu finden, aber der Tod rafft sie ihm fort.

Als Alienus schließlich müde sein graues Haupt sterbend niederlegt, kommt er zu der Erkenntnis, daß er stets für das Glück leben wollte, es aber keinen Tag seines Lebens gethan hat, wie ein Bettler

wanderte er mit seiner Wachstafel, auf der jede Lüge sich selbst verwischt, und suchte überall die Wahrheit, die er doch nirgend fand. Aber es bereitet ihm ein Bewußtsein der Glückseligkeit ein langes Leben mit seinen belebenden Qualen und bestechenden Freuden durchlebt zu haben.

So ist der Dichter der Lebensfreude schließlich zum Standpunkt der Entsagung gelangt, er, der den heidnischen Egoismus besang, preist im Alienus als Höchstes die christliche Demut (Der Schatten), ihm, der glaubte seiner Zeit einen Fehdehandschuh hinzuwerfen, als er das Streben nach Lebensfreude als neues Kriegsgeschrei ausgab, geht es wahrlich wie dem, der aus dem Wasser des Styx getrunken hat, daß er nur das Vergangene sieht und vom Gegenwärtigen nichts gewahr wird. Rings um ihn und mit ihm zugleich, ja schon lange vor ihm ist die Lebensfreude als neues Evangelium verkündet worden, (Ibsen, Gespenster,) freilich eine andere Lebensfreude, als Alienus-Heidenstam sie träumt. Ibsen sah die Lebensfreude in der Arbeitsfreudigkeit, Heidenstam hat für sie das Bild des sorglos schlafenden Jünglings, er sieht sie in träumendem Genießen. Heidenstam haßt die Arbeit, Einschränkung der Arbeit auf das Notwendigste ist ihm die erste Glücksbedingnis, und die Bedürfnislosigkeit des morgenländischen Bettlers wird daher eher das letzte Ideal, als das nur in den Wünschen des Ich's begrenzte Lustverlangen eines Sardanapal. —

Wenn man den außerordentlichen Erfolg der gedankentiefen Dichtungen Heidenstam's, die in ihrer Form so unpopulär wie möglich sind, (Hans Alienus ist ein dreibändiger Roman, abwechselnd in Prosa und Versen geschrieben, von vorzugsweise schildernden und reflektierenden Inhalts,) in Schweden verstehen will, so genügt nicht die Thatsache, daß er als erster Apostel der Freude betrachtet wurde und für das licht- und farbendurstige schwedische Volk gleichsam wie ein Befreier aus dem Nebelgrau der damaligen Dichtung wirkte, es genügt auch nicht die wirklich mächtige Glut und überreiche Pracht seiner Schilderung, — was Heidenstam zum vielleicht gefeiertsten Dichter des gegenwärtigen Schweden gemacht hat, ist die unübertreffliche Schönheit seiner Verse, die an Wohllaut, Fülle und Anpassung des Rhytmus, Originalität der Reime und dahinströmendem Fluß an Byron's wunderbare Verstechnik gemahnen.

Aus
Hans Alienus.

Von Verner v. Heidenſtam.*)

I. Schatten.

In Jeruſalem wohnte Hans Alienus in einer ärmlichen Herberge. Eines Abends ſtand er lange an dem offenen Fenſter. Wie ſchwer fiel es ihm nicht, daſſelbe zu ſchließen. Die Luft war lau, die Stadt lag ſtill da. Unten auf der ſchmalen, hügeligen Straße kam ein Eſeltreiber vornübergeneigt auf ſeinem Eſel dahergeritten, deſſen kleine Hufe auf den großen, glatten Steinen klappten und ſtolperten. Er ſang ein monotones Lied nach morgenländiſcher Weiſe mit klagenden, gedehnten Naſentönen. Als er ſich weiter entfernte, erinnerte der Ton ſeiner Stimme an den einer Sackpfeife.

Auf dem Fenſterbrett lag eine gedruckte Abhandlung, und der ſüdländiſche Mondſchein der Februarnacht war ſo hell und ſcharf, daß er ohne Mühe die feine Schrift leſen konnte.

*) Mit Zuſtimmung des Verfaſſers.

Die Abhandlung verteidigte das Bejahrte, das Stillstehende und ließ keine Einwendungen gelten. Als er nun aber dort in der Stadt, von der der Verbrüderungsgedanke über die Welt hinausgegangen war, in diese alte Scharteke hineinblickte, sagte er zu sich selbst: Nein, nein! Wir jungen, die wir mit unserer Jugend-Wärme die natürlichen Feinde des Stillstandes sind, wir sind diejenigen, die nun und zu allen Zeiten ein Stück Land für die Wahrheiten urbar gemacht haben, die von dieser Stadt ausgingen.

Indem er so sprach, machte er unbewußt eine Bewegung mit der Hand. Im selben Augenblick fiel sein Blick auf seinen eigenen Schatten, den der Mond auf der Wand des Gemaches dicht bei dem Bette abzeichnete. Unwillkürlich mußte er lachen. War das nicht der Schatten eines Schauspieler's, der mit zurückgeworfenem Kopf und pathetisch erhobener Hand eine klangvolle Phrase deklamierte.

Er schämte sich vor sich selbst und zum ersten Male kam ihm zum Bewußtsein, daß unter den Gedanken, die von dieser Stadt aus sich über das Abendland verbreiteten, auch eine kleine, sehr, sehr selten beachtete Perle lag — die Demut.

Er preßte die Hand auf das Gesicht und schloß momentweise die Augen, und es war, als wenn tausend kleine Sterne vor seinem Blick aufflammten. Es war sicher nur sein eigenes pulsierendes Blut, das sie hervorrief, aber allmählich kam es ihm vor, als wenn die kleinen Lichtpunkte gleichsam stehen blieben und den matten Sternen glichen, die er soeben betrachtet hatte. Erst nach einer ganzen Weile fuhr er infolge des Lautes von Stimmen unten auf der Gasse auf und sah hinaus.

Zwischen den Häusern auf der andern Seite erstreckte sich eine Mauer und auf dem Felde brannte ein Feuer. An dem Feuer saß Christus, von einigen wenigen aufrichtigen Anhängern und Freunden umgeben. Ein paar Schritte hinter ihm zeichnete sich sein Schatten vergrößert auf der Riesenfläche der Mauer ab.

Da nahm Johannes, sein Lieblingsjünger, in Gedanken ein Stück schwarze Kohle und zog die Linien des Schattens nach, bis er die ganze Gestalt des Meisters auf der Mauer abgezeichnet hatte. Darauf ließ er die Kohle fallen und vertiefte sich in das Gespräch.

Am nächsten Morgen, als Hans Alienus wieder an dem offenen Fenster stand und die Leute vorbeigehen sah, blieben viele stehen und betrachteten die Zeichnung auf der Mauer.

„Die stellt einen Schuhflicker dar, denn er hat einen krummen Rücken —“ sagte der Schuhflicker.

„Ach rede nicht —“ erwiderte der Obsthändler. — „An der vorgeneigten Haltung siehst du am besten, daß es ein Obsthöker ist, obgleich man vergessen hat, ihm einen Korb auf seinen Rücken zu zeichnen. Der halboffene Mund zeigt deutlich, daß er ruft: Kauft Granatäpfel! Kommt und kauft! Kommt und kauft!“

Ein hohes Mitglied des Syndikats, das vorbeiging, aber natürlich seine Stimme nicht in den Wortschwall dieser lumpengekleideten Männer mischte, dachte bei sich selbst: Ich sehe wohl an der hohen Stirn, daß es einen Gelehrten, einen Denker darstellt. Man könnte es fast für ein Porträt von mir halten. Ja, das bin ich sicher selbst. Gar nicht übel gemacht. Wahrscheinlich hat mich einer von den armen Kerlen da abgezeichnet. Mich kennt ja fast jeder Mensch.

Indessen hatte einer der Zuschauer sich stumm der Kohlenzeichnung genähert. Es war ein gutgekleideter Mann mit einem milden und freundlichen Gesicht, das an das eines Kindes erinnerte. Niemand wußte sonderlich viel von ihm, und keine Chronik hat der Nachwelt seinen Namen bewahrt, denn er lebte zurückgezogen und scheute allen Lärm und alles Aufsehen. Er betrachtete die Zeichnung, indem er seine Hände über dem Knopf seines Stockes gekreuzt hielt. — Welch' edle Stirn! — dachte er. — Welch' erhabene Demut in der ganzen Gestalt! Ach, wer dem Bilde da gleich wäre — aber warum das Unmögliche wünschen?

Als er dort so demütig und still stand, war er der Zeichnung so auffallend ähnlich, daß alle zurückwichen und flüsternd nach ihm hinzeigten. Bestürzt und verlegen entfernte er sich, ohne zu begreifen, warum sie ihm nachblickten.

Er ähnelte nicht Christus, denn wer vermöchte das; er ähnelte nur seinem Schatten, ohne es zu wissen. Wenn er es gewußt hätte, wenn er über dieses Bewußtsein stolz den Kopf übermütig zurückgeworfen hätte — dann wäre die Ähnlichkeit verschwunden gewesen.

II. Der Meißel.

Es war im milden Blumenmonat des Jahres, und die Wieſe leuchtete, wie die mit Mohn und Äpfeln beſtreute Treppe zum Tempel der paphiſchen Venus. Die behornten, kurzhaarigen Herden ſuchten den Strom auf; die krauswolligen ruhten am liebſten bis zum Abend auf den ſchattigen Abhängen, und die Geige ertönte auf den Bergen.

Der Archipelagus lag ſo glänzend da, daß die fernſten Fahrzeuge mit ihren braunen Segeln unbeweglich ſchwebend in der Luft zu ſtehen ſchienen, und eines Morgens landete Hans Alienus an einer bergigen Inſel.

Auf der Spitze der höchſten Klippe ſtand ein in Epheu eingehülltes Gebäude, aber in der Thalſenkung waren keine Erdarbeiter, kein Hundegebell erzählte von der Nähe einer Hütte, und im Sande bleichte der Sonnenſchein vertrocknete Tintenfiſche und Algen, die von den Wellen an's Land geworfen waren.

Luſtwandelnd klopfte Hans Alienus an die Pforte des einſamen Gebäudes. Sie wurde ſogleich geöffnet, und er fand bei ſeinem Eintritt in den gepflaſterten Hof, in deſſen Ecken Nachbildungen der bekannteſten Kunſtwerke der Hellenen aufgeſtellt waren, eine Geſellſchaft von Männern, die Bilder aus Lehm formten. Sie waren alle weißgekleidet, wie er ſelbſt, und trugen Myrthenkränze auf dem Kopf; ſie begrüßten ihn mit herzlichem Händedruck, und er erzählte ihnen ſein Schickſal, während er die Merkwürdigkeiten des Hofes betrachtete.

„Wir alle“ — ſagten ſie — „ſind Künſtler, die ſich

auf dieſe einſame Inſel zurückgezogen haben und uns zu Prieſtern geweiht. Wir nennen uns Weißbrüder, und die Bilder, die wir verfertigen, ſind unſer einziges Glaubensbekenntnis. Bleibe bei uns und werde ein guter und getreuer Weißbruder.

In munterplaudernder Gruppe führten ſie ihn über den Hof zu einer ziemlich engen und niedrigen Rotunde, und ſie baten ihn, auch ein Gefäß mit Lehm zu nehmen und ſich an ihrem friedlichen Vergnügen mit zu beteiligen.

Er war ohne Bedenken dazu bereit und arbeitete froh bis zum Sonnenuntergang inmitten der andern Bewohner des Hofes. Auch an den folgenden Tagen ſtand er gleich eifrig bei ſeinem Lehmkloß, und bald erhob ſich unter ſeinen emſigen Händen eine menſchliche Geſtalt. Nur nach den Mahlzeiten, die aus Milch und gebratenem Ziegenfleiſch beſtanden, ruhte er eine Weile aus, aber es dauerte nicht lange, bis der jüngſte Weißbruder wieder ſein Hemde abwarf und als Modell auf eine der Bänke ſtieg.

Da geſchah es eines Tages, daß die Hitze drückender wurde, als ſonſt. Durch die offene Hofthüre ſchien die Sonne unter dem Epheu hinein, und ein ſchwarzer Ibis, den ſie gezähmt hatten, ſaß ſchläfrig zuſammengekauert auf dem Rande eines Waſſerkruges.

Da kam einer der Weißbrüder zu Hans Alienus hin und betrachtete lange ſeine Arbeit. Es war ein unterſetzter Mann von rötlicher Geſichtsfarbe, mit kurzem Hals, aber klaren und gutmütigen Augen. Hans Alienus hatte bemerkt, daß er während der Mahlzeiten ſich mit Vorliebe die fetteſten Stücke vom Ziegenfleiſch ausſuchte.

„Dein Bild hat keine ſonderliche Ähnlichkeit mit dem

Modell" — sagte er freundlich. — „Bedenke, daß der Mann dort noch vor einigen Jahren ein armer Tagelöhner war. Du kannst es seiner schlechten Haltung und seinen breiten Händen ansehen. Die Betrachtung der Skulpturarbeiten hat dir deine ganze Lebensanschauung gegeben; sie verändert, verbessert und vereinfacht, das weiß ich, aber, sage mir Bruder, findest du es nicht richtig, daß wir Hellenen nach der Natur arbeiten?"

Hans Alienus antwortete mit derselben harmlosen Freundlichkeit:

„Ich habe niemals bei einem Menschen die übertriebenen Muskeln eurer Bilder gesehen. Eure Bilder sind der Natur ebenso sehr oder ebenso wenig ähnlich, wie veredelte Gartenblumen. Eure Bilder zeigen nicht den Menschenkörper, sondern das, was der Menschenkörper zu sein wünscht."

„Vielleicht. In jedem Falle ist es heute zu warm zum arbeiten. Laß uns lieber in die Rotunde gehen und die Zeit mit Geplauder vertreiben."

Die andern Weißbrüder stimmten dem Vorschlag bei und bald verließen alle den Hof und setzten sich auf den Bodenteppich in der Rotunde. Jeder einzige begann nun seine Meinungen über Bildwerke darzulegen, zu forschen, zu untersuchen und zu erklären, und dieses bereitete ihnen eine solche Zerstreuung, daß sie sich erst spät in der Nacht zu trennen und zur Ruhe zu gehen vermochten.

Als aber Hans Alienus am nächsten Tage vor seinem Lehm stand, bewegte er seine Hände nur unsicher und tastend, und er änderte und verschlechterte, anstatt zu vollenden. Auch am nächsten Tage wurde es nicht anders, und am

Abend fanden die Brüder ihn einsam und schwermütig außen vor der Thür im Grase sitzen.

„Wenn ich früher das entkleidete Modell betrachtete," — sagte er — „sah ich seinen Körper innerhalb eines anderen, durchsichtigen Körpers stehen, der größer und überwältigender war. Ich sah in der Wölbung seines Brustkorbes, in den Muskeln seiner Arme, in seinen Augenbrauen und seiner Stirn alles das, was dort nicht vorhanden war, das aber nach Leben verlangte, das mich ums Dasein anflehte. Jetzt, nach unserer Unterredung und den prüfenden Erklärungen, gewahre ich sofort die krumme Haltung und die breiten Hände. Mag das anstarren, wem es gefällt. Mir hätte es nur glücken können, wenn ich den größeren durchsichtigen Körper abzubilden vermocht hätte, in dem er eingeschlossen war. Nun kann ich es nicht mehr. Nun zerstörten eure Worte meine Anschauung ebenso, wie meine Leier verstummte, als ich sie betrachtete. Jetzt giebt meine Arbeit weder das wieder, was ich sehe, noch das, was ich wünsche. Es ist eine widersprechende Mischung von beiden, eine verunstaltete Häßlichkeit. Zwei Feinde zerreißen mein Können in blutige Stücke. — Alles, was ich berühre, zerfällt zu Asche, wie ich selbst."

Er stand auf und ging zum Strande hinunter, ohne sich durch die beruhigenden Zurufe der Weißbrüder zurückhalten zu lassen. Er hißte selbst sein Segel; da aber die Luft still und windlos war, weckte er seinen eingeschlafenen Waffenträger, hieß ihn sich an das eine Ruder setzen und ruderte das Schiff hinaus auf das Meer.

I. Outtedberg.

Tor Hedberg.

Wenn man von Tor Hedberg's künstlerischer Persönlichkeit einen kurzen Umriß geben will, geräth man etwas in Verlegenheit, da das Bild sich nicht so recht klar vor der Phantasie herausgestalten will. Es kommt dies daher, daß Tor Hedberg, trotz der zahlreichen Arbeiten, die er bereits veröffentlicht hat, (14 Bände: Romane, Novellen, Dramen, Gedichte) so wenig den Eindruck von etwas Abgeschlossenem, Fertigem macht, daß er noch ein Suchender ist, abgesehen von seiner künstlerischen Technik, die immer den sicheren, instinktiv richtigen Griff und die Abrundung des wahren Talentes verrät.

Tor Hedberg ist eine düster grüblerische Natur, selbst beim Anblick eines Märchens, „schön wie des Lebens Lenz und licht wie der Hoffnung ewig junge Sage", sieht er „düstere Bilder an seiner Seele vorbeiziehen." (Gedicht: „Die Prinzessin im schlafenden Walde".) Er möchte dem Dasein des Menschen die letzten mystischen Schleier abziehen, denn, wie er den Idealisten Richard in dem Schauspiel „Zweikampf" sagen läßt: „Alles, glaube ich, hat eine tiefere Bedeutung, als es den Anschein hat, eine verborgene Innenseite, und es ist verlockend, sie zu suchen." Überall in seinen Dichtungen haben wir die Empfindung, daß hinter den dargestellten Lebensereignissen eine symbolische Bedeutung verborgen liegt, daß er dadurch, daß er menschliche Lebensschicksale vor sich in Bildern hinstellt, den Zweck und Sinn des Daseins zu erkennen sucht. Es lockt einen daher, über den kleinsten Einzelzug nachzusinnen, um zu ermitteln, was hinter ihm verborgen sein könnte.

Es ist kein Zufall, daß es Tor Hedberg war, der Verner von Heidenstam's Klage „Die Freude ist vergessen worden im Abendland!" (in der Schrift: „Renaissance" vergl. unter Verner von Heiden-

stam) entgegentrat und in einer „Phantasie“ „Freude“ antwortete, denn einmal ist in Hedberg's Künstlerindividualität ein polemischer Zug, der in seinen Dramen sich bisweilen sogar etwas zu theoretisierend bemerkbar macht, dann aber mußte gerade er auf's Tiefste durch den Vorwurf Heidenstam's sich verletzt fühlen, er, der „voll Sehnsuchtsglut das Leben zu gestalten sucht, bis es das Schönheitsbild erreicht, das vor seinen Gedanken flammt“. (Gedichte.) Und seine Antwort an Heidenstam lautete: Heidenstam besäße selbst nicht die Freude, die er fordert, sein Ruf nach Freude sei nicht der des Siegers, sondern des schwangeren Weibes, das nach einem Genuß lüstern ist. Die Freude sei ja die Sehnsucht der ganzen Menschheit, aber der Weg, der zu ihr führe, sei das Leid, und auch das Leid könne schön sein, da es zur Lebenserneuerung, zum Glücksziel führt.

Die Sehnsucht nach Freude, nach Glück — das ist der Grundgedanke in Tor Hedberg's Schaffen, das fragende Forschen, wie man dahin gelangen könne, da doch das Leben es immer zerstört, und da des Menschen Wesen nicht dazu geschaffen ist, das erreichte Glück festzuhalten. „Das Leben versprach Gold und grüne Wälder“, heißt es in einem seiner Gedichte. „Gold giebt es dem einen und dem andern Schulden“ — aber wo, wo, ruft der Dichter, sind die grünen Wälder.

Wie der Idealist Richard in dem Drama „Zweikampf“ möchte auch er „helfen, Gutes thun, Glück verbreiten, allen denen helfen, die nicht das Glück kennen und es nicht sehen können“; aber — wie er es auch in diesem Drama zeigt, — im Kampfe des Lebens unterliegen die Menschen, sie haben nicht die Kraft zu sein, was sie sein möchten.

Und doch ist Hedberg nicht Pessimist, denn es ist seine Lebensüberzeugung, was er am Schluß des Drama dem vom Leben bezwungenen Pessimisten Torsten in den Mund legt: „Ich glaube, daß das Leben ein Glück in sich birgt, das wir gewinnen können und nach dem wir streben müssen, denn nur dann leben wir.“

Schon in der „Entwickelungsgeschichte“ „Johannes Karr“ begegnen wir einem Menschen, der gleichsam ein Narr des Glückes ist. Trotzdem er zu den Stiefkindern des Daseins gehört, winkt ihm das Glück doch fortwährend, steht oft dicht neben ihm, entschlüpft ihm aber immer wieder, wenn er darnach greifen möchte; immer erkennt er es erst recht, wenn es zu spät ist.

Und dieses Suchen des Glückes und es niemals Erhaschen entwickelt sich zur Lebenstragödie in seiner „Passionsgeschichte“ „Judas“, ein Stoff, den er auch dramatisch verarbeitete. Judas ist für Tor Hedberg ein Mensch, „der nicht geschaffen ist für das Glück und doch verdammt, sich ewig darnach zu sehnen.“ Wenn er das Glück besitzt, kommt die Erinnerung an die Vergangenheit und zerstört es für ihn. Nur bei Jesus kann er das Glück finden und doch duldet es ihn nicht in seiner Nähe, sodaß er schließlich den verzweiflungsvollen Entschluß faßt, sich von ihm zu befreien, da er wähnt, dann glücklich werden zu können. Aus dem Ausdruck des Antlitzes Jesu in dem Moment, da er ihn verraten hat, wird ihm aber klar, was Glück ist: „ein Gefühl von Einheit, von Ruhe, von vollem, harmonischen Leben, eine Macht, die lehrt, alles verstehen und alles kennen und alles lieben.“ Aber für Judas ist ein solches Lebensziel nicht vorhanden, sein Los muß es bleiben: Vergessen zu suchen, nicht Verstehen!

In dem Verstehen, in der Liebe glaubt Tor Hedberg die Lösung gefunden zu haben; aber, für die Menschen kommt die Erkenntnis immer zu spät; erst aus der Vollendung ihrer eigenen Lebensschicksale erkennen sie den Zusammenhang der Dinge, die tiefere Bedeutung ihres Daseins, sehen sie das Glück, das in greifbarer Nähe vor ihnen stand, erst im Leid und nach dem Verlust dämmert ihnen das Verständnis für die Liebe — und dann ist es für ihre Bethätigung zu spät.

Das ist der Gedanke, dem er in einer wunderbar zarten und tiefgefühlvollen Weise in dem Roman „På torpa gård“ (Auf dem Torpa-Hof) Ausdruck verliehen hat. Das Glück der Liebe von Mann und Weib, das höchste, was das Erdenleben bescheeren kann, hier könnte es aufblühen, alle Bedingungen dafür sind vorhanden — aber sie wandern nebeneinander hin, ohne sich zu verstehen, statt Glück bereiten sie sich unendliches Leid, bis sie auseinandergehen, um sich niemehr im Leben zu finden.

Dieses Problem muß für Tor Hedberg das lebenswirklichste Sinnbild für menschliches Glücksverlangen sein, denn wir begegnen ihm immer wieder bei ihm. Schon in Johannes Karr haben wir den rauhen, brutalen Mann, in dessen tiefstem Seeleninneren ein weiches Liebesbedürfnis schlummert und der kalt und verständnislos

neben einem empfindungsfähigen Weibe hinschreitet und erst im Moment des Todes erkennt, was sie ihm hätte werden können. In dem Drama „Zweikampf" will der Pessimist Torsten den Illusionsglauben seiner Frau Helene, die Träume, welche ihre Liebe erzeugt, zerschmettern, da er die Erfüllung derselben für wertlos hält, muß aber am Schluß, als es zu spät ist, als er Helene von sich gestoßen hat, erkennen, daß doch in ihnen des Lebens höchstes Ziel liegt. Und in „Torpa Gård" endlich suchte Hedberg eine Versöhnung mit diesem herben Lebensresultat, indem er zeigt, wie in der Zukunft, in den Kindern die Lebenssehnsucht zur Frucht reifen kann, wie in ihnen nach gewonnener Lebenserkenntnis das Glück zur Thatsache zu werden vermag.

Wie sehr Tor Hedberg von dieser Glückssehnsucht erfüllt ist, beweist vielleicht am besten der Umstand, daß er, der nach der Entschleierung des Lebensmysteriums mit so heißen Bemühen trachtet, dem Wahrheitsfanatismus, wie er in einigen Werken Ibsens sich bemerkbar macht, mit einer fröhlichen Satire, dem Lustspiel „Der Schlafrock" entgegengetreten ist, in dem gezeigt wird, daß es „mit der Lüge doch ein eigen Ding ist" und daß es doch wohl besser sei, wenn wir nicht überall die reine, volle Wahrheit hinsetzen, denn sie könnte manchmal Frieden und Freude zerstören — freilich, schließt er mit einer feinen Schelmerei: „eine solche Lehre ist nicht für Kinder."

Um die Wahrheit mag er nicht ganz die Schönheit preisgeben, das zeigt sich auch in seiner künstlerischen Technik. So sehr dieselbe nach einer schlichten, natürlichen Lebensfülle trachtet, lagert doch über fast all seinen Charakteren ein Hauch von abgeklärter Schönheit. Namentlich in seinen Frauengestalten macht sich dies bemerkbar: in diesen feinsinnigen, herzenswarmen, gedankenvollen Wesen, denen die harte Lebenswirklichkeit ein ständiges, bitteres Leiden bereitet, die kindlich vertrauensvoll sind und darum sich so schnell enttäuscht fühlen und doch ihren Glauben nicht aufzugeben vermögen.

Bei seinen Männern dagegen herrschen äußerlich wilde, rauhe, jähzornig brutale Charaktere mit weichem Seelenkern vor, die infolge dieses Gegensatzes für sich selbst zu Glücksvernichtern werden.

In den kleinen Novellen, deren der Verfasser eine große Anzahl veröffentlicht hat, zeigt sich die realistische Neigung Hedberg's am stärksten, in ihnen ist er vorzugsweise bemüht, nur dem Leben abge-

lauſchte Geſtalten in plaſtiſcher Lebenswirklichkeit zu verkörpern, obwohl er auch hier bisweilen mit dem ſchlichteſten Alltagsereignis eine weite ſymboliſche Lebensperſpektive zu eröffnen weiß, (wie z. B. in den kleinen Skizzen „Eine Weihnachtserinnerung“, oder „Im Nebel“, in welch letzterer der Kampf eines lebensfreudigen Gemütes mit der düſtern Glücksverleugnung in einer kleinen Alltagsepiſode zur Darſtellung gelangt.)

Drei phantastische Erzählungen.*)

Von Tor Hedberg.

Die Muschel.

Niemand ahnt noch sein Geheimnis, sein Leben geht noch seinen gewöhnlichen Gang. Er ißt, trinkt und schläft, er, wie die Andern, aber er schläft unruhig, mit Unterbrechungen und plötzlichem Erwachen alle halbe Stunde, gleich als wenn ihm jemand in's Ohr schreie, jedesmal, wenn der Schlaf über ihn Macht gewinnen will; er versieht seine Arbeit wie vorher, aber mit innerlichem Widerwillen; er spricht mit seiner Umgebung, aber es kostet ihn eine gewisse Anstrengung, den Faden des Gesprächs festzuhalten. Sein Gedanke macht plötzliche, unmotivierte Sprünge, stolpert, fällt, erhebt sich wieder und fällt abermals, aber all dieses gleichsam mit Absicht, aus Scherz, wie ein Clown in einem Circus. Bisweilen lockt es ihn, über seine Kreuzsprünge und Grimassen mitzulachen, bisweilen wird er erbittert und sagt zu sich selbst: nein, nun muß es mit dem Treiben ein Ende haben! Denn er weiß sehr wohl, daß der Clown traurig ist und daß die barocken Grimassen jeden Augenblick in ein Schluchzen umschlagen können.

*) Auf Wunsch des Verfassers.

Auch noch aus einem anderen Grunde kostet ihn jedes Gespräch eine Anstrengung, weil er sich nämlich seiner Umgebung so gefährlich fern vorkommt. Es ist, als wäre er von einem großen, leeren, dunkeln Schlunde umgeben, der ihn überall hin verfolgt und ihn von der übrigen Menschheit abschließt. Er hört Stimmen, aber keine Worte, Laute, aber keinen Sinn, und wenn es ihm mit unerhörter Anstrengung glückt, die Laute zu einem Sinn zusammenzureimen, ist dieser so unbedeutend, so lächerlich gleichgültig, daß er sich selbst wie ein Thor vorkommt, der einen Strohhalm mit einem Krahn aufheben wollte. Noch sind die Menschen ihm grenzenlos gleichgültig, sie haben nicht mehr Interesse für ihn, als wären es chinesische Mandarinen. Dieses drängt sich ihm bisweilen so deutlich auf, daß er sich Gewalt anthun muß, um ihnen nicht mitten ins Gesicht zu schreien: Chinesische Mandarinen! Er thut es nicht, weil er mißtrauisch ist, gegen jeden Menschen mißtrauisch, er wüßte nicht einen, dem er trauen könnte und ihn erfüllt das warnende Gefühl, daß ein solcher Ausbruch sie auf die Spur seines Geheimnisses bringen könnte; und darum begnügt er sich damit, für sich in Gedanken sein höhnisches: chinesische Mandarinen, chinesische Mandarinen, zu wiederholen.

Sein Geheimnis? Ja, was ist das eigentlich? Er weiß es selbst nicht, es hat für ihn noch keine Gestalt angenommen, aber er weiß, es ist vorhanden. Es liegt irgendwo verborgen und wartet auf ihn. Er wird es schon einmal finden, wenn er es am wenigsten ahnt, noch ist es nichts anderes als Erwartung. Es ist eine Warnung, ein lauter Ruf. Es liegt ein Angstgefühl darin, wie nach

einem Verbrechen und der Stolz, der Auserkorene zu sein. Das weckt ihn aus dem Schlafe, und während der wachen Nachtstunden nimmt es schließlich für ihn eine Art Gestalt an, es wird in einem tiefen, rätselvollen Blick von ein paar unsichtbaren Augen lebendig. Aber die Angst besteht darin, daß er nicht zu deuten vermag, was dieser Blick ihm sagen will; wenn der Blick zur Stimme würde, wäre er erlöst, aber Stimme ist er nur, wenn er ihn weckt; sobald er erwacht ist, ist er wieder nur Blick und verfolgt ihn mit seiner rätselvollen Warnung.

Dann eines Tages, am Nachmittag, steht er in seinem Salon. Die Sonne fällt schräg durch das Fenster hinein, trifft ihn aber nicht, da er am Kamin steht. Es ist ein großer, offener Kamin mit einem Spiegel darüber. Er steht und starrt sein Spiegelbild an, in seine eigenen Augen hinein, mit starrem, anhaltendem Blick. Er pflegt das oft zu thun, er kann so halbe Stunden lang stehen und alles um sich her vergessen; seine Seele verzehrt sich in diesem stillen, inhaltlosen Gespräch mit sich selbst; als er sich schließlich losreißt, kommt er sich leer vor, ausgebrannt, aber für eine Weile ruhiger, als sonst.

So auch jetzt. Als der Spiegelblick seinen wirklichen Blick losläßt — denn es ist, als wenn sein Wille auf das Spiegelbild übertragen wäre — sinkt er mit einem Seufzer der Befreiung in einen Lehnsessel hinein, der neben dem Kamin steht, und sitzt dort lange mit geschlossenen Augen. Dann fährt er plötzlich darüber auf, daß etwas mit starkem Gepolter zu Boden fällt. Erschreckt setzt er sich im Stuhl aufrecht hin, da sieht er, daß es eine Muschel ist, die ihm aus der Hand und auf den Boden gefallen ist. Er mußte sie

wohl vom Kaminſims heruntergenommen haben, als er vor dem Spiegel ſtand, und ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in ſeiner Hand behalten haben. Er hebt ſie auf, lehnt ſich wieder in den Stuhl zurück und betrachtet die Muſchel, indem er ſie in ſeinen Händen hin und her dreht.

Er hört aus dem Kinderzimmer, das durch einige Räume von dort getrennt war, den gedämpften Laut froher Stimmen; die Sonne ſchimmert vor ſeinen geſenkten Augenlidern, und er muß plötzlich an ſeine Kindheit denken, wobei ihn eine Neigung zum Weinen überkommt. Er entſinnt ſich eines Tages, da er bei ſeiner alten Großmutter auf Beſuch war. Auf ihrem Kaminſims lag eine ebenſolche Muſchel wie dieſe, die er nun in ſeiner Hand hielt. Sie hatte oft ſeine Augen auf ſich gezogen und ſeine Finger verführt. Als er einen Augenblick im Zimmer allein war, kletterte er auf einen Stuhl und wollte gerade die Muſchel ergreifen, als die Großmutter wieder in das Zimmer hineinkam. Erſchreckt fiel er vom Stuhl hinunter und ſchlug ſich eine Beule an der Stirn. Seine Großmutter nahm dann, um ihn zu tröſten, die Schnecken-Muſchel, hielt ſie an ſein Ohr und ſagte: „Sei jetzt ſtill, dann wirſt du das Brauſen des Meeres hören!“ Er hielt den Atem an und hörte wirklich einen ſchwachen Laut, der einem entfernten Sauſen glich.

Darauf beſinnt er ſich nun und führt mechaniſch die Muſchel an ſein Ohr hinauf. Zuerſt lauſcht er geiſtesabweſend auf das ſchwache Sauſen in dem leeren Raum der Muſchel, aber plötzlich bekommt ſeine Seele einen heftigen Stoß, es iſt, als wenn ein Band, das ſie zuſammenpreßte, entzweibarſt und ſie ſich erweiterte und groß und unermeßlich würde, wie das Meer. Einen Augenblick erfüllte

ihn schwindelnder Stolz, aber dann wird er steuerlos auf die dunkeln Wogen hinausgetrieben, die ihn zu verschlingen drohen, wirft mit lautem Schrei die Muschel fort, springt auf und starrt sie mit Blicken an, in denen flackernde Gluten des Wahnsinns leuchten.

Aus dem leeren Raum der Muschel, aus der verlassenen Wohnung der Schnecke, hörte er Gottes Stimme zu ihm reden, unfaßbar, entsetzlich in ihrem gewaltigen Flüstern, das aus einer unendlichen Ferne herübertönte.

Eine Begegnung.

Der Weg führte in langsamem Steigen aufwärts, aber er war so schön, daß das Emporsteigen nicht als Mühe erschien. Die Sonne schien warm, der Wind fächelte schwül; die Wiesen sahen in der Sonne wie Seide aus, aber im Schatten waren sie wie Sammet. Es war beinahe Mittag, ein Tag in der Mitte des Sommers.

Jung-Hans ritt im Galopp den Weg bergauf. Die Sonne leuchtete auf seiner roten, goldgestickten Jacke; der Wind und der schnelle Ritt brachten seinen Mantel zum Flattern, sein Schwertgriff glänzte, seine Sporen funkelten, und die warme, geschmeidige Haut des Fuchses strahlte über den wie im Spiel arbeitenden Muskeln. In den Augen Jung-Hansens lag ein Schimmer froher Erwartung und um seinen

Mund ein Lächeln froher Befriedigung. Der Blick galt dem Ziel des Rittes, das Lächeln dem Ritte selbst.

Zur Rechten sah er sich ein paar hohe, stumpfe Türme über den Baumwipfeln erheben. Das war das Ziel seines Rittes und das Ziel seiner Sehnsucht. Vor ihm lag die emporführende Straße mit dem goldigen Staube im Sonnenschein; aber hinter der Spitze des Hügels war nur der blaue Himmel, und es war ihm, als ritt er hinauf in die Unendlichkeit. Die Stute war von selbst in Trab übergegangen und vom Trab ging sie in Schritt über. Schritt für Schritt klomm sie an dem immer steileren Hügel empor.

Da, gerade als Jung-Hansens weißer Federbusch in gleicher Höhe mit der Spitze des Hügels war, zog er heftig die Zügel an sich. Die Stute blieb stehen und drehte verwundert den Kopf herum. Aber Jung-Hans schaute stier vor sich hin. Da, auf der andern Seite des Hügels, wehte ein zweiter Federbusch, aber der war schwarz. Zoll für Zoll war er emporgestiegen, nun stand er still. Jung-Hans betrachtete ihn und ein wunderliches Beben beschlich ihn, wie er es noch niemals empfunden hatte. Da wieherte die Stute ungeduldig und von der andern Seite antwortete ebenfalls ein Wiehern, aber dumpfer, wie ein Echo. Jung-Hans lachte über seine Furcht und ließ wieder die Zügel schießen. Die Stute setzte ihren Weg fort.

Aber da hob sich der Federbusch auch auf der andern Seite empor. Ein Barett kam zum Vorschein, ein altes, welkes, runzliges Gesicht, von grauem, zottigem Haar und Bart umgeben, die auf die Schultern und die eingefallene Brust herabfielen. Zoll für Zoll hob sich die Gestalt empor, jede Stellung und jede Bewegung ahmte getreu

Jung-Hans nach, wie ein Spiegelbild, und oben auf der Spitze des Hügels machten beide Reiter einander gerade gegenüber Halt und ihre Blicke trafen sich.

Aber der Blick des Alten war nur wie ein dunkler Schatten unter den weißen Augenbrauen, seine Hände lagen wie leblos auf dem Sattelknauf und die Zügel hingen schlaff von dem Kopf des Pferdes herab. Seine Kleidung war reich, aber nachlässig und abgenutzt. Jung-Hans betrachtete ihn mit wachsender Beklemmung, er wußte, daß er ihn noch niemals früher gesehen hatte und doch kannte er ihn wieder.

„Warum versperrst du mir den Weg?“ fragte Jung-Hans mit trotziger Stimme.

„Das ist mein Weg“, erwiderte der Alte und seufzte.

„Du lügst! Der Weg ist ein öffentlicher Weg.“

„Das war er vor fünfzig Jahren, aber nun gehört er mir. Jahr für Jahr habe ich Stück für Stück davon erworben, nun bin ich, wie du siehst, bis zum Meilenstein dort an der Wegbiegung gekommen. Aber es ist noch weit dahin!“

Und wieder seufzte der Alte.

„Wohin ist es noch weit?“ fragte Jung-Hans.

„Es ist noch weit, bis ich zum Anfang komme und zum Ende. Und bevor ich nicht zum Anfang und Ende gelangt bin, gehört mir der Weg doch nicht. Das ist das Verdammte mit den Wegen!“

Und der Alte seufzte zum dritten Male.

„Wenn der Weg dir gehört,“ sagte Jung-Hans höhnisch und zeigte nach der Höhe hinauf, wo der Turm sich erhob, „ist das Schloß wohl auch dein Eigentum?“

„Ja, erwiderte der Alte und das Dunkel unter seinen

Augenbrauen erſchien drohend, „noch iſt es mein Eigentum. Noch herrſcht mein Wille im Saal und Boden und Keller, noch wird die Zugbrücke nur auf mein Geheiß herabgelaſſen, und noch werden die neugeborenen Füllen mit meinem Zeichen geſtempelt. Noch iſt das Schloß mein Eigentum!“

Und er erhob die Hand wie drohend in die Luft.

„Warum ſagſt du noch?“ fragte Jung-Hans.

Der Alte zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann erwiderte er düſter und bitter:

„Warum ſetzen wir Kinder in die Welt, wenn nicht, damit ſie unſer Werk fortſetzen ſollen. Welche Mühe hat es mir nicht gekoſtet, dieſes Schloß zu meinem Eigentum zu machen! Ich empfing es aus fremden Händen, während vieler Jahre ging ich dort wie ein fremder Eroberer umher, und kämpfte mit der Erinnerung, der trotzigen Erinnerung, die ſich vor meinem Willen nicht beugen wollte. Aber ich war geduldig und durch Geduld ſiegte ich. Den alten Erinnerungen ſtellte ich die neue Erinnerung entgegen, die ein Kind meines Willens und meines Gedankens war, und die Spur der vergangenen Tage verdeckte ich mit der Spur meiner Lebenstage. Ach, nur unſer Werk iſt unſer rechtes Kind, aber unſere Kinder aus Fleiſch und Blut wollen unſere Werke nicht anerkennen. Die Undankbaren warten nur darauf, daß es mit uns zu Ende geht, um Neues beginnen zu können und umzuändern, was wir gemacht haben. Alle wollen anfangen, keiner will fortſetzen. In unſeren Kindern erzeugen wir unſere Richter. Warum arbeiten wir, warum bauen wir mühſam ein Gebäude aus den Plänen unſerer Nächte und dem Werk unſerer Tage auf? Ach, nur um unſeren Nachkommen etwas zu verſchaffen, was ſie

ändern können. Was ist unser Recht, ach, nur ein vergangenes und werdendes Unrecht!"

Und wieder seufzte der Alte.

Aber Jung-Hans starrte ihn an, und er wußte nicht mehr, was Traum und was Wirklichkeit war. Aber dann spielte ein listiges Lächeln um seinen Mund, und er fragte vorsichtig, wie einer, der eine Falle legt:

„Wenn das Schloß dein Eigentum ist, was ist dann die schöne Besitzerin des Schlosses?"

Aber der Alte antwortete:

„Warum sagst du nicht den Namen? Du meinst die schöne Elisabeth, der kein Mann nahe kommen kann, ohne daß er sich in sie verlieben muß."

Da erbleichte Jung-Hans und antwortete mit blutlosen Lippen:

„Ja, die meine ich!"

„Fünfzig Jahre hat sie an meiner Seite als meine Gattin gesessen, sie hat die Schlüssel meiner Vorratskammer an ihrem Gürtel getragen und mein Kind darunter. Sie ist mir, wie man sagt, eine treue Gattin gewesen. Die Thoren, was wissen sie wohl von den Gedanken eines Weibes! Wem gehörte wohl das Lachen, das sie mir nicht zeigte, die Gedanken, die sie mir nicht mitteilte, die Seufzer, die sie in ihren Träumen ausstieß? Fünfzig Jahre ist sie meine Gattin gewesen, aber wer steht mir wohl dafür ein, daß sie wirklich auch mein gewesen? Mein! Welch kühnes Wort! Wie kann man sagen „mein", wenn es sich um ein lebendes Wesen handelt, einen Menschen, dieses bodenlose Rätsel, ein Weib, dieses Rätsel aller Rätsel! Wie kann man sagen mein, wenn man liebt! Denn derjenige, der liebt, ist der

einzige, der versteht, was dieses Wort bedeutet, aber er ist auch der einzige, der es niemals zu sagen wagt! In diesem kleinen Wort, in diesem „mein“ liegt der Fluch der Liebe.“

„Du lügst“, sagte Jung-Hans mit bebender Stimme, „sie ist nicht dein, sie ist niemals dein gewesen!“

„Nein, sie ist niemals mein gewesen, aber nun, nun ist sie es! Hörst du?“

Der Alte erhob die Hand, und Jung-Hans vernahm den Laut von dumpfklingenden Glocken. Und der Alte richtete sich im Sattel auf und rief mit starker, triumphierender Stimme:

„Elisabeth ist tot! Endlich ist sie mein!“

Da zog Jung-Hans sein Schwert, hob es, mit der Spitze auf die Brust des Alten gerichtet, hoch empor und fragte:

„Wer bist du?“

Der Alte saß ruhig, wie vorher, und antwortete mit einer Stimme, die wieder müde und stotternd klang:

„Wer ich bin? Nichts, weniger als nichts. Ein alter Mann, der sterben soll. Aber es gab eine Zeit, da ich Jung-Hans genannt wurde.“

Da tönte ein Röcheln aus der Brust von Jung-Hans hervor, er drückte die Sporen in die Flanken des Fuchses und stürzte mit einem wahnsinnigen Hiebe auf den Alten los. Aber der Hieb durchschnitt nur die leere Luft, und Jung-Hans stürzte über den Kopf des Pferdes zu Boden.

Dort fand man ihn eine Stunde später tot, und der Boden rings um sein Haupt war mit geronnenem Blute bedeckt. Er lag auf dem Rücken und seine Augen starrten gerade in die Luft hinauf, weit aufgerissen vor Entsetzen.

Das weiße Haus.

Wo es war, kann ich nicht ſagen, aber es muß hoch oben gen Nord geweſen ſein, denn die Fichten waren zwar noch hoch, aber die Birken waren klein, und die Sommernacht war ein Ineinandergehen von Abend und Morgen. Auf dem Stege, den ich verfolgte, ſprießte grünes Gras und kündete davon, daß er ſelten von Füßen betreten wurde. Gerade und ſchmal zog er ſich zwiſchen den hohen, zweigloſen Stämmen der Fichten, einem natürlichen Pfeilerwalde dahin, in dem noch keine Axt gehauſt hatte. Und in den Linien der Stämme und dem ſtillen Licht und dem klaren Schweigen lag eine ſolche Feierlichkeit, daß ich mich faſt bebend fragte, wo der Steg eigentlich hinführen würde.

Ich weiß auch nicht, wie lange ich ſo gewandert war, als ich etwas Weißes hervorſchimmern ſah, das die ſchmale Öffnung zwiſchen den äußerſten Stämmen verſperrte. Ich fragte mich, was das ſein könne, aber ich beſchleunigte deshalb meine Schritte nicht, noch verlangſamte ich ſie, denn der Wald und die Nacht und die Stille, Alles rings-umher flüſterte: kommt Zeit, kommt Rat!

Und mit der Zeit kam ich vorwärts und ſah, daß es ein weißes Haus war, ſo klein, daß es einen komiſchen Eindruck gemacht hätte, wenn es nicht ſo blendend weiß geweſen wäre. Dieſe weiße Farbe hob das gleichſam auf. Und es lag etwas Geſichertes in ſeiner Kleinheit zwiſchen den hohen Fichten ringsum. Der Fußſteg führte gerade auf die Thüre zu und zu jeder Seite derſelben war ein Fenſter und in jedem Fenſter brannte ein Licht, deren Flammen ſich klar

abzeichneten, aber ohne Schein in der hellen Nacht. Die Thüre und die Fenster hatten grüne Pfosten. Die Thüre war geschlossen, aber auf der Schwelle saß eine weibliche Gestalt.

Als ich sie zuerst erblickte, glaubte ich, sie wäre alt; als ich aber näher kam, glaubte ich, sie wäre jung, und als ich sie endlich erreicht hatte, dachte ich nicht mehr an ihr Alter. Ob sie häßlich oder schön war, weiß ich nicht, als sie mich aber ansah, verbreitete sich eine Stille über mein Gemüt, die tiefer war, als ich sie jemals empfunden habe.

„Wohnst du hier?“ fragte ich sie.

„Ja,“ erwiderte sie mit tiefer, verschleierter Stimme. Und sie gebot mir mit einer Handbewegung, mich zu setzen und fuhr fort:

„Willst du dich nicht eine Weile ruhen, bevor du zurückgehst?“

Ich setzte mich neben sie.

„Geht denn der Weg nicht weiter?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte sie, „der Weg geht nicht weiter, dies ist das tiefste Innere des Waldes.“

Ich sah mich um und ich fühlte, das sie die Wahrheit sprach. Dies war das tiefste Innere des Waldes.

„Hast du hier immer gewohnt?“ fragte ich wieder.

„Ja,“ entgegnete sie, „immer!“

„Und die Zeit wird dir niemals lang?“

„Nein,“ erwiderte sie, „die Zeit wird mir nicht lang. Fast jedes Jahr kommt ein Wanderer her, bleibt eine Weile und spricht mit mir. Und das verkürzt die Zeit. Aber es hat Jahre gegeben, da niemand kam, und die Jahre sind lang genug gewesen.“

„Iſt das Alles?“ fragte ich verwundert. „Sonſt geſchieht hier nichts?“

„Was ſollte wohl geſchehen?“ erwiderte ſie lachend. „Ich habe dir ja geſagt, daß dies das tiefſte Innere des Waldes iſt.“

„Und dir iſt niemals eine große Freude widerfahren?“

Ihr Geſicht leuchtete auf.

„Ja,“ erwiderte ſie, „eine große Freude iſt mir widerfahren. Du weißt vielleicht nicht, daß hier im tiefſten Innern des Waldes die Glockenblumen nicht blau, ſondern weiß ſind. Viel giebt es davon nicht, in meinem ganzen Leben habe ich davon nur zwölf gefunden, aber alle haben ſie mir große Freude bereitet. Die zwölfte bereitete mir aber die größte Freude von allen, denn ſie wuchs hier gerade unten vor meinem Fenſter. Sie hatte vier Glocken, und jede Glocke hielt vier Tage, und die letzte war die weißeſte von allen. Das iſt nun viele Jahre her, aber das vergeſſe ich niemals!“

Ich blickte ſie an und niemals habe ich eine größere Freude in einem Antlitz geſehen. Und doch war es nur die Erinnerung an eine Freude.

„Aber ein Leid,“ fragte ich weiter, „iſt dir niemals ein großes Leid widerfahren?“

„Ja,“ erwiderte ſie, und wie eben vor Freude leuchtete ihr Geſicht nun vor Leid. „Ein großes Leid iſt mir widerfahren. Eine Nacht hatte ich einen Traum, der ſchöner war, als der erſte Frühlingstag. Niemals, weder vorher noch nachher, entſinne ich mich, ſo ſchön geträumt zu haben! Ich entſann mich ſeiner, als ich erwachte, und ich glaubte, ich würde mich ſeiner immer entſinnen. Aber dann pickte

ein Vogel an mein Fenster, und ohne darüber nachzudenken, fragte ich: „Wer ist da?“ Und in demselben Augenblick, da ich dies gesagt hatte, war der Traum fort, und ich habe mich niemals mehr auf ihn besinnen können. Ich habe ihn für immer verloren.“

Und mit heftigem Schluchzen verbarg sie ihr Gesicht in den Händen.

„Hast du denn niemals geliebt?“ fragte ich, während sie noch ihr Gesicht verborgen hielt.

Eine Weile saß sie ganz still und unbeweglich, als wenn sie meine Frage nicht gehört hätte. Dann hob sie wieder den Kopf empor, ihre Wangen hatten lebhaftere Farbe bekommen und ihre Augen waren düsterer geworden.

„Du fragst viel,“ sagte sie, „aber du sollst auch das erfahren. Ja, ich habe geliebt, und ich liebe noch. Einmal — es ist nun lange her, saß dort auf dem Platze, auf dem du nun sitzest, ein Weib. Sie war noch niemals im tiefsten Innern des Waldes gewesen, und als sie erfuhr, daß sie nun dort wäre, brach sie in Thränen aus. Ich fragte sie, warum sie weinte. Da erwiderte sie mir, sie hätte an einen Mann denken müssen, der sie zehn Jahre lang treu geliebt, dem sie aber niemals etwas Anderes, als Kummer, bereitet hatte. Andere hatte sie geliebt, andern hatte sie angehört, ihm nicht. Und nun weinte sie, weil sie ihn nicht hatte lieben können. Und wie sie davon sprach, sah ich ihn vor mir. Einmal kam ein verwundeter Elch hier vorbei. Ich stand in der Thüre, er blieb einen Augenblick stehen und sah mich an, dann schleppte er sich weiter in das dichte Gebüsch, um dort zu sterben. Der Mann, den das Weib

nicht lieben konnte, hatte denſelben Blick. Ihn habe ich geliebt, ihn liebe ich noch!“

Sie verſtummte, ich fragte nichts mehr. Die Nacht ſtand ſtill, die Zeit ſchien zu ſchlummern, die beiden Lichte brannten langſam herab. Das Weib erhob ſich, reichte mir ihre Hand und ſagte: „gute Nacht!“ Ich erfaßte ſie und fühlte einen feſten, warmen Druck, feſt, wie die Wirklichkeit, warm wie eine Bekräftigung.

Dann ging ſie hinein und ſchloß hinter ſich die Thüre. Auch ich erhob mich und ging auf dem ſchmalen, geraden Stege zurück, an dem die Fichtenſtämme gegen Nord rot leuchteten. Ich fühlte ein Windfächeln auf meinem Geſicht, es war nicht mehr lang bis zum Morgen. Als ich mich umwandte, war das kleine, weiße Haus verſchwunden; aber in meiner Hand fühlte ich noch den Druck ihrer weichen, warmen Finger, gleich einer Bekräftigung dafür, daß ich im tiefſten Innern des Waldes geweſen war.

Gustav of Grijeckham

Gustav af Geijerstam.

In Gustav af Geijerstam's Schaffen taucht wieder und wieder der Gedanke auf von dem Gegensatz idealistischen Strebens und der freien Entfaltung des Individuums zu den Forderungen der Lebensrealität, die jener feindlich entgegentritt, jene zwei Arten von Menschen, von denen die einen sich mit dieser Realität abzufinden wissen, indem sie mit einer Art von Resignation das ausfindig zu machen verstehen, was ihrem Dasein Licht und Glück zu verleihen vermag, während die andern in stolzem Verharren in der Eigenart ihres Wesens dem Untergange entgegengehen. Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich in diesem Gegensatze die Dualität in Geijerstam's eigenem Wesen suche. Auf der einen Seite ein geistig etwas bequemer Mensch, der sich gern an die Tafel des Lebens setzen möchte und in friedlicher Behaglichkeit mit der Mitwelt leben — er hat einen solchen Typus mit einer gewissen Genialität in der Novelle „En Smaalänning" („Ein Smaaländer") gezeichnet — auf der andern eine tiefe, grüblerische Natur, welche die letzte Konsequenz ihres eigenen Seins ausleben möchte, der nichts als unwesentlich erscheint und die nirgend zu paktiren vermag und daher mit der Wirklichkeit des Lebens immer über Eck kommt.

Je nach den verschiedenen Stimmungen gewinnt in ihm die eine oder die andere Seelenrichtung die Oberhand und er stellt in seinen Dichtungen Lösungen des Lebensproblems nach der einen oder andern Seite auf.

In seinem Jugendroman „Erik Grane", der eine Schilderung des Upsalaer Studentenlebens enthält, läßt der Verfasser seinen Helden zu der Erkenntnis kommen, daß „das Bedürfnis nach Ver-

söhnung mit der ganzen Welt und allem, was sich in der Welt findet, das eigene Selbst mit einbegriffen," größer ist, als das nach theoretischer Klarheit. Man müsse „seine Gedanken so denken können, daß sie einen nicht verrückt und nicht wütend auf sich selbst machen, so, daß man davon frisch und gesund wird und sich nicht in alles mögliche Elend eingräbt." Weil Erik Grane das am Busen der freien, stillen Natur und an der Seite eines naiven, lebensfrohen Weibchens vermag, das ihn lehrt, „das Werktagsleben zu ertragen, ohne zu verkrüppeln," darum wird ihm zum Schluß das Lebensglück zu teil.

Das Buch ist eine bittere Anklage gegen die geistige Erziehung der Jugend, die sie in die furchtbarsten Zweifel hineintreibt und mit Lebenspraetentionen erfüllt, die nicht befriedigt werden können, die sie dem Leben fremd macht und ihren Willen und ihren Thätigkeitsdrang erstickt, sodaß sie als lebensmüde, blasierte Menschen von der Universität abgehen, die über Alles zwischen Himmel und Erde lachen und höchstens noch zu Beamtenmaschinen, aber nicht zu Menschen taugen. Darum läßt er auch den Helden in einer praktischen Thätigkeit das Lebensglück finden, während das ideale Streben seines Freundes Arthur Schultz, dessen Lebensprinzip es ist, „zu wirken so lange es Tag ist", schließlich mutlos dasteht, denn zu dem Lebenswerk, dem er sich weihen möchte, der Verbreitung von Bildung im Volk, dazu paßt er nicht, weil seine Bildung dem Volke nur Schaden, aber nicht Nutzen zu bringen vermöchte. Er muß daher sich dem höheren Schulwesen widmen und die Bildungssumme dort noch erhöhen, wo schon genug davon vorhanden ist.

Das Werktagsleben zu ertragen, ohne darin zu verkrüppeln! Dafür schien in Erik Grane eine Lösung gefunden zu sein, aber der Verfasser war sich auch um jene Zeit schon klar, welch' eine Fülle von geistiger Gesundheit und hingebungsvoller Liebe dazu nötig ist, und sein Blick war praktisch genug zu erkennen, daß die sichere, materielle Grundlage ein wichtiger Lebensfaktor zur Erreichung dieses Zieles ist („Die Moral allein vermag nicht viel ..... Dazu ist Geld erforderlich und nochmals Geld" sagt Arthur Schultz in „Erik Grane"). Wo dieselbe sich nicht findet, da erliegt das ideale Streben dem Zwang der Verhältnisse, da versumpft der geistige Reformierungsdrang zu mechanischem Forttraben in den alten, breiten Gesellschaftsbahnen, da

wächst eine Verachtung des eigenen Selbst heran, je mehr man die Hohlheit aller großen Worte, durch welche die Menge sich verführen läßt, erkennt, und die man ihr doch immer wieder auftischen muß (in der Novelle „Ein Lebenslauf").

Schon in dieser letzten kleinen Novelle hatte Geijerstam eine bittere Anklage gegen die „Presse" erhoben, die sich in den Mantel einer Vorkämpferin des Ideals hüllt und in Wirklichkeit nur dermaßen eine Erfüllung der plumpen Massenbedürfnisse bedeutet, daß in ihrem Dienst eine starke Individualität zur selbstverachtenden, geistlosen Leere herabsinken muß.

Es spricht sich hierin die tiefempfundene selbsterlittene Qual des Schriftstellers aus, der um's Brot schreiben muß und der einen ständigen Ringkampf zwischen der Bewahrung seines eigenen Selbst und den Forderungen der Masse kämpft, die für seine materielle Erhaltung notwendig ist. Mehr als mancher andere hat Geijerstam diesen Ringkampf auszukämpfen, infolge der obenangedeuteten Dualität seines Wesens, und er hat manche Arbeit hinausgeschleudert, in der er der Modeströmung und dem Massenbedürfnis stark unterlag.

Aber sein letztes Buch „Das Haupt der Meduse" war ein erneuter Versuch sich über die Dualität seines Wesens klar zu werden und ist so aus tiefstem Innern herausgeschrieben, daß Geijerstamm hiermit der schwedischen Gegenwarts-Litteratur eines ihrer hervorragendsten Werke schenkte.

Der behagliche Genußmensch, der auch in seinen geistigen Genüssen Epicuräer ist, der, um sich eine Stellung in der Welt zu verschaffen, jene Meinungen, die Anstoß erregen könnten, in sich verschließt und auch später verschließen muß, als er seine Lebensstellung erlangt hat, da man „dieselbe nur auf's Spiel setzen kann, solange man sie noch nicht besitzt", der zielbewußte Egoist, der niemals für theoretische Verpflichtungen Zeit gehabt hat, wird hier dem Träumer gegenüber gestellt, der „im Gegensatz zu seiner eigenen Natur sich Energie erträumt und sich mit Gewalt durch das Leben vorwärts pressen möchte," der sich nicht mit den Resten begnügen kann, die das Leben bietet, der sich nicht zu fügen vermag und nicht zurechtzufinden in dem Notauswege. Aber Geijerstam nimmt in diesem Werke eine andere Stellung, als in dem Roman „Erik Grane" ein.

Die Beſten ſind ihm jetzt nicht diejenigen, die im Lebenskampfe ſiegen, ſondern das ſind die, die im Anblick des „Hauptes der Meduſe“ erſtarren. All' das Unrecht und Elend der Welt, all' die enttäuſchten Hoffnungen, all' die belohnte Treuloſigkeit, alle triumphierende Niedertracht — das iſt das Haupt der Meduſe. Aber die mittelmäßigen Menſchen hören nicht das geheimnisvolle Flüſtern vom Schickſal der Menſchen und von dem Schrecken des eigenen Lebens, für ſie übertäubt der Donner ihres Wollens, ihrer Ehrſucht und ihrer Leidenſchaften dieſe geheimnisvolle Stimme. Sie wünſchen das Haupt nicht abzuſchlagen, ſie ſehen es nicht an und ſie treiben mit ſeiner Unheimlichkeit Scherz. Aber die andern, die tiefſten und beſten, die gehen darauf los und ſtarren hinein und werden zu Steinbildern rings um den Palaſt der Meduſe, bis der neue Theſeus, der ſiegende Held kommt, der dem Ungeheuer den Kopf abſchlägt.

Geiſerſtam hat hier alſo die Dualität ſeines Weſens in zwei Geſtalten zerlegt und läßt den „Geiſtesepicuräer“ zu der Erkenntnis von der Überlegenheit des Andern, dem das Leben von der Geburt an den Stempel des tragiſchen Schickſals aufgedrückt hatte, kommen. Und die Tragik in dieſer Erkenntnis liegt darin, daß die ſiegende Mittelmäßigkeit ſich ſelbſt bekennen muß, daß ihre Verſtändnisloſigkeit für das tiefinnerſte Weſen des Andern, ihre arrogante Luſt, ihn in das Alltäglichkeitsjoch hineinzubannen, das Ihrige dazubeigetragen hat, ſein Leben zu zerſtören.

In dem Untergangshelden Tore Gam hat Geiſerſtamm das erſchütternde Lebensbild des Idealiſten entrollt, der in dem Siegesbewußtſein ſeiner individuellen Kraft ſich in das Joch des parteilichen Gemeinſamkeitsſtrebens, in den Dienſt der Preſſe hineinbegiebt, aber in dieſer Öde, dieſer Unmöglichkeit, jemals ſeine eigenſte, tiefſte Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, bis in ſein innerſtes Mark erkältet wird, zum geiſtigen und Herzenskrüppel herabſinkt und ſchließlich in völliger Lebensverzweiflung wie ein unbeugſames, grauſames Schickſal den ſelbſtgewählten Tod hinnimmt. Und der Dichter ſtellt zur ſchärferen Betonung dieſem Menſchen, der ſich wenigſtens noch mit einer erträumten Energie ausrüſtete, den Illuſioniſten in Reinkultur gegenüber, dem Tore Gam gerade ſo weltklug und verſtändnislos gegenüberſteht, wie Sixten Ebeling ihm, und der nach dem ſchnellen Zerſchellen ſeiner

Illusionen aus der Welt der Realitäten in die reine Traumwelt flüchtet, der im Wahnsinn endet.

Geijerstam hat seine dichterische Laufbahn — er gehört nebenher zu den feinsinnigsten Kritikern und literarischen Forschern Schwedens — mit streng realistischen Wirklichkeitsnovellen, meist aus dem Bauernleben, begonnen, in denen er als schlichter, völlig objektiver Erzähler auftrat bald mit sicherer Hand ergreifende Lebensschicksale entrollte, bald mit leichtem Humor die menschlichen Schwächen belächelte. („Fattigt Folk", „Strömoln" und „Tills Vidare", drei Novellensammlungen) In dem Roman Erik Grane hatte er schon früher versucht, das geistige Ringen in einer zwiespältigen Individualität zum Ausdruck zu bringen, seine künstlerische Gestaltungskraft erlahmte damals aber noch an dem tiefen und schweren Problem. Erst im „Haupt der Meduse" gelang es ihm, die tiefsten Tiefen menschlichen Empfindens zu enthüllen, in eine der schmerzhaftesten Wunden des Zeitlebens die Sonde hineinzusenken durch die Darstellung des Unterganges des Guten und des Sieges des Mittelmäßigen, und zugleich ein Zipfelchen jenes Schleiers zu lüften, der noch vor den tiefen mystischen Zusammenhängen des Seelenlebens der Menschen ruht und den erst die neueste Zeit zu erkennen begonnen hat.

Zwei Tiergeschichten.*)

Von Gustav af Geijerstam.

1. Die jungen Adler.

Hoch droben in den Bergen, wo der Wald noch hoch wächst und die Region der knorrigen Birken gleich einer Matte aus Büschen den Schluß zu bilden scheint, wohnen die beiden Adler. In einer riesengroßen Tanne haben sie ihr Nest gebaut, und keines Menschen Tritt hat den Frieden in dem stillen Reich der Natur gestört, wo der Adler der König ist.

— — — — — — — —

Der Lenz kam. Die Liebe stritt ihren heißen, spielenden Kampf, und bald lag das Weibchen im Nest und brütete auf zwei großen Eiern, aus denen schließlich unförmliche, federnlose, alles andere als königliche, junge Vögel hervorkrochen, mit großen, hakenförmigen Schnäbeln und starken, gelben Füßen.

— — — — — — — —

Die Eltern streiften in der Nachbarschaft auf Jagd nach Wild zur Nahrung für die Jungen umher.

*) Auf Wunsch des Verfassers.

Es gelang ihnen, sich der Hasen und Schneehühner, der Hofhühner und kleinen Lämmer zu bemächtigen. Denn die jungen Adler sollten leben, leben, während die Kleintiere sterben.

— — — — — — — — —

Es blieb still rings um die Adler, denn die Tiere des Waldes fürchten ihre Nachbarschaft. Lange mußten sie auf ihren breiten Schwingen dahinfliegen, weit über die Höhen, hoch über den Behausungen der Menschen, und meilenlange Strecken Land verschwanden unter ihnen, bevor sie einen Raub fanden. Aber sie flogen unermüdlich fort und die Federn, Felle und Abfälle um den Fuß der Tanne zeugten von der Beute, die sie gefunden hatten.

— — — — — — — — —

Aber überall bringt der Mensch in das stille Heiligtum der Natur ein, wo die großen Streitigkeiten ausgekämpft werden. Überall kommt er hin und mischt sich in den Kampf der Tiere und Pflanzen. Dieses Mal erschien der Mensch in der Gestalt von zwei munteren Bauernjungen, die auch auf Raub ausgingen und zu der großen Tanne gelangten, als die Adler gerade fort waren.

— — — — — — — —

Sie gewahrten das Adlernest und es war für sie nur das Werk einiger Minuten, dort hinaufzuklettern. Die jungen Adler waren schon groß und hatten Schnäbel und Klauen, um sich zu verteidigen. Die Klaue des einen jungen Adlers drang durch den Stiefel des größten Bauernjungen ein.

— — — — — — — — —

Da bekamen die Jungen Lust, sich zu rächen und sie

holten in übermütigem Trotz erst den einen Adler und dann den andern aus dem Nest, steckten Pflöcke in ihre Schnäbel, banden Schnüre an die Pflöcke und knüpften die Enden derselben um den Nacken der Tiere fest. Dann trugen sie sie wieder in's Nest hinauf und gingen ihres Weges.

— — — — — — — —

Die großen Adler kamen zurück. Das Weibchen trug ein kleines, blutendes Lamm in seinen Klauen. Aber die jungen Adler sprangen mit aufgesperrten Schnäbeln auf dem Rande des Nestes herum und rührten die Nahrung nicht an.

— — — — — — — —

Wer ermißt die instinktiven Elterngefühle der Tiere, die Weite und Größe dieses Triebes, der die Entenmutter veranlaßt, sich dem Schuß des Jägers auszusetzen, der das Bärenweibchen dazu verlockt, einen vielmal stärkeren Feind anzugreifen, alles nur, um die Nachkommenschaft am Leben zu erhalten?

— — — — — — — —

Die beiden Adler flogen wieder auf Raub aus. Unermüdlich flogen sie umher. Sie schossen auf den leichtfüßigen Hasen herab, wenn er auf der freien Waldlichtung saß. Sie brachen dem Auerhahn das Genick, wenn er in der Morgensonne im Walde Nahrung suchte. Sie nahmen das Lamm auf dem Felde, den Hahn auf dem Misthaufen, selbst das Renntierkalb entging nicht ihren kräftigen Griffen.

— — — — — — — —

Aber die jungen Adler rührten die Nahrung nicht an. Mit aufgesperrten Schnäbeln flatterten sie um den Rand

des Nestes herum und stießen unerklärliche, angstvolle Laute aus.

— — — — — — — —

Die Adler sahen sie mitten in all' dem Überfluß hungern, der rings um den Fuß der Tanne lag, wohin sie ihn mit den Füßen hinabgestoßen hatten. Da breiteten sie ihre Schwingen aus und flogen zum Meere. Unter ihnen verschwanden die hohen Berge mit ihrem weißen, glänzenden Schnee, der hohe Wald, der gleichsam in sich zusammenkroch und klein wurde, die großen Seeen und die schäumenden Wasserfälle. Und das Land unter ihnen veränderte den Charakter, wurde milder und lichter. Grüne Felder erstrahlten wie kleine Landseeen zwischen den verschwindenden Bergen.

— — — — — — — —

Sie erreichten das Meer und sie tauchten, als wenn sie von dem Glauben getrieben würden, daß die Nahrung der Jungen nicht die rechte gewesen, in die schäumenden Wogen, in denen der grünglänzende Hering sich in großen „Zügen" drängte. Und sie kehrten mit dem frischen Fisch in ihren gewaltigen Klauen wieder über die Berge zurück. Denn die jungen Adler mußten leben, leben, während die Kleintiere sterben.

— — — — — — — —

Viele Tage später kamen die munteren Bauernjungen wieder. Sie fanden das Lammfell, Federn und Vogelkörper, Hasen und ein junges, verwesendes Renntierkalb. Und mitten in diesem Haufen den frischen Hering, der von dem verzweifelten Fluge der Adler zum Meere Zeugnis ablegte.

— — — — — — — —

Aber die Adler waren fort, und die munteren Bauern-

jungen nahmen ihre Jungen, schleppten sie mit sich nach Hause und setzten sie in einen Käfig.

— — — — — — — —

Es dauerte mehrere Tage, bis die alten Adler wiederkehrten. Als sie aber das Nest leer fanden, breiteten sie abermals ihre Schwingen aus und zogen sich weiter in die Wildnis zurück, wo Menschen nicht hingelangen konnten und wo sie neue Junge unter dem hohen Himmel der Berge ruhig heranzüchten konnten.

2. Vollblut.

In dem Grubenwerk, tief unter der Erde, wo niemals ein Sonnenstrahl hindringt, geht ein breiter Gang, der die verschiedenen Schachte mit dem Platz verbindet, wo das Erz hingeschafft wird, um dann an's Tageslicht hinaufbefördert zu werden.

— — — — — — — —

Auf diesem Wege hört man Stunde für Stunde Pferdehufe auf den feuchten Steinen klappen. Kleine, rauhhaarige Pferde ziehen unverdrossen die schweren Karren voll großer Steinblöcke durch die breiten Gänge dahin, in denen der Schein der graufarbigen Laternen das einzige ist, was das Sonnenlicht ersetzt. Und wenn endlich der Abend kommt und Tiere und Menschen zum hellen Tageslicht hinaufgeschafft werden, das ihnen in die Augen brennt, die an

das Dunkel gewöhnt sind, dann sind die kleinen Pferde nach des Tages Nachtarbeit müde. Mit gesenktem Kopf stehen sie oben auf dem Felde; ihre Augen blinzeln gegen die Abendsonne, die am Horizont der endlosen Ebene verschwindet, und sie gehen langsam und zufrieden zum Stalle, wo sie in schwerem Schlaf auf dem dünnen Strohlager niedersinken.

— — — — — — — —

Die alten Leute erzählen, einmal, vor vielen Jahren, kam ein junges Vollblutpferd in die Grube hinunter; es wurde vor den Steinkarren gespannt und mußte in Reih und Glied mit den kleinen Pferden das Erz vom Schacht her zum Auffahrtsplatz schleppen. Es war von einem Stallknecht, der die Peitsche zu oft gebrauchte, schlecht eingefahren worden, und als es ein paarmal die Gabeldeichsel zerbrochen hatte, als es den Wagen des Grubenbesitzers ziehen sollte, schickte er es unter die Erde, damit der Steinkarren und das Dunkel sein wildes Blut zähmen sollten.

— — — — — — — —

Das Vollblutpferd ging auch still vor dem Karren; es war durch die Dunkelheit erschreckt und es gehorchte aus Angst vor den schweren Peitschenschlägen. Unter der Erde verlor sein Fell seinen Glanz, die Augen wurden matt und die üppige Mähne verfilzt und grau von Schmutz.

— — — — — — — —

Aber die breiten Gänge waren auch niedrig. Und wenn das Vollblutpferd an dem engsten Punkte vorschreiten sollte, wo die kleinen Arbeitsgäule alltäglich ihre Last hingezogen hatten, ohne die Nähe der Bergwand zu ahnen, die erst einen Zoll über ihrem Rücken herabhing, so kratzte der

harte Stein die empfindliche Haut des hochgewachsenen Rosses.

— — — — — — — — —

Jedesmal, wenn das Pferd an diese Stelle gelangte, blieb es stehen, und sein ganzer Leib zitterte. Aber sogleich sauste die unerbittliche Peitsche hinter ihm, und wie in Wut schritt es vorwärts, indem es das Gebiß kaute, daß sich der Geifer mit Blut vermischte. Wenn es sich bückte, so sank es unter der Last des Karrens in die Kniee, und richtete es sich auf und zog, so wurde das schwarzglänzende Fell an den scharfen Spitzen der Bergwand abgerissen.

— — — — — — — — —

Da, erzählen die alten Leute, hätte es eines Abends, als es zum Tageslicht hinaufkam, seinen verwundeten Rücken gestreckt und der untergehenden Sonne entgegengeschnaubt und gewiehert. Und in seinem Blick lag eine Sehnsucht wie in dem eines Menschen.

— — — — — — — —

In derselben Nacht riß es sich im Stall los, wo die kleinen, rauhhaarigen Pferde den müden Schlaf der Plage nach des Tages Arbeit schliefen. Es galoppierte durch die offene Thüre hinaus in das Freie, und als der Morgen anbrach, lag sein großer, schwarzer Körper am Meeresstrande angespült. Das Wasser hatte den Staub aus seiner Mähne ausgeschwemmt und seine Wunde rein gewaschen. Prächtig leuchtete sein geschmeidiger, schwarzer Körper gegen den weißen Sand, den die Wogen bespülten. Und die alten Leute meinten, das Tier hätte sich in Verzweiflung ertränkt.

— — — — — — — — —

Es war zu groß, ſagten ſie. Und die Grube war ihm zu eng. Darum ſtarb es.

— — — — — — — —

Aber die Grubenarbeiter reden noch von dem ſchwarzen Pferde, das nicht ohne Luft und Sonnenlicht leben konnte. Denn die Sage bewahrt das Gedächtnis all der Aufrührer, die lieber ſterben wollen, als ſich dem Leiden unterwerfen.

Per Hallström

Per Halström.

Zu den jüngsten Autoren Schwedens, die sich in kurzer Zeit und mit wenigen Werken einen beachteten Platz erobert haben und und über deren große künstlerische Begabung kein Zweifel obwalten kann, gehört Per Halström.

Per Halström ist vor allem Stilkünstler. Stil ist ihm in Kunst und Leben eine der schönsten Lebensbedingungen. Das ist nicht dahin zu verstehen, daß der junge Autor in starren, abgezirkelten Formen schafft, daß er sich künstlich in ein vorgezeichnetes Gewand hineinpreßt, sondern das Stilistische, die Form, ist so mit seinem Schaffensvermögen zusammengewachsen, daß sich seiner Phantasie jedes Kunstwerk in der ihm entsprechenden Form mit innerer Naturnotwendigkeit darstellt. Es entsteht dadurch eine große Einheit zwischen dem Stoff und der Form, zwischen dem Objekt und dem Farbenton, eine Einheit, die diesen Arbeiten von vorn herein einen Stempel künstlerischer Vollendung aufdrückt.

Auch im Leben ist der Stil ihm eine wichtige Eigenschaft. Und darum erfüllt ihn das Gegenwartsleben mit seiner völligen Stillosigkeit, mit seinem Ringen des Individuums, als Sonderwesen zur Geltung zu kommen, sich nicht in eine allgemeine Gesellschaftsharmonie hineinzufinden mit einer wehmütigen Traurigkeit oder auch mit bitterer Ironie. Es liegt in ihm eine Sehnsucht in vergangene Zeiten zurück, eine Sehnsucht, die in einem tiefsten Winkelchen seines Herzens verborgen ruht, die aber von seinem Verstande, von seiner Erkenntnis belächelt wird.

Der Glauben ist ihm das Mächtigste, das Erlösende, das Emporhebende im Menschen, zwar nicht der demütige, gehorsame Glaube, sondern der begeisterungsstarke, der leidstrotzende, der gefahrenblinde

Glaube, wie er ihn in „Arfareth“ (Purpur) in Gegenſatz ſtellt zu dem feigen, thatenloſen, keines Aufſchwunges mächtigen Zweifel.

Aber ſelbſt der ſtille, duldende Glaube, das gehorſame Beugen unter das Geſetz, hat ihm etwas Verführeriſches, Schönheitsvolles, das ihn mit äſthetiſcher Freude erfüllt. (Eine alte Geſchichte.) Denn ein Glaube kann Glück geben, wenn er auch auf einer Lüge beruhte. („Der Traum von der Seligkeit“.)

Aber die Gegenwartsmenſchen beſitzen keinen ſolchen Glauben. Sie gleichen einem Manne, der einen funkelnden Diamant an einem kleinen Flämmchen zu Staub zerkohlt hat. „Sie ſpielen mit dem Funken, der ſie verzehren ſoll.“ Sie haben, um mit dem ſchönen Bilde ſeiner Novelle „Roſengift“ zu ſprechen, in all' der berauſchenden Schönheit der Roſen den Gifthauch verſpürt. „Und wer einmal in die Tiefe geblickt hat, kann nicht mehr bei der Oberfläche bleiben.“

Dieſe tiefe Lebensſkepſis, dieſes Zweifeln an Allem iſt die Seelengrundlage des Dichters, in der er, der Schönheits- und Harmonieburſtige, ſich bedrückt, ſich gefoltert fühlt. Und dieſer Empfindung verleiht er je nach der Stimmung ſeines wechſelreichen Temperaments einen verſchiedenen Ausdruck.

Wenn ſein Verſtand über das Gefühl dominiert, ergreift ihn eine wilde, faſt krampfhafte Spottluſt, er beginnt zu lachen über die Gegenwartsmenſchen, er will ſie verhöhnen, er malt ſie in ihrer ganzen, zerſetzenden Geiſteskälte und ätzenden Geiſtesſchärfe („Doktor Braun“ in Vilsna Fåglar), in ihrer Pietätloſigkeit und ihrem bis an Naivität grenzenden Egoismus („Sympoſion“, „Hausmanns Lebensverſicherung“) und er kann ſich nicht genug thun, dies Bild recht grell, recht komiſch zu geſtalten, er verfällt in einen geradezu burlesken Ton, er malt mit Farbentönen, die von der Palette eines „Sigurd“ (Hedenſtjerna) genommen zu ſein ſcheinen. („Hausmanns Lebensverſicherung“.)

Aber es beginnt in ihm zu ſtechen infolge des krampfhaften Lachens, er muß ruhiger werden und nun blickt er mit eiſigkalter, verwundender Ironie auf dieſe egoiſtiſchen Streber (L'homme de la destinée) auf die ihre eigenen Ideale Verſpottenden und in ihrer Ideallоſigkeit Verſumpfenden (Der Weg nach Damaskus), auf dieſe Geſellſchaft, „in der man nur Wirt, aber nicht Gaſt ſein kann“, herab.

Und während er so auf diese Menschen herabschaut, quillt es wärmer in seinem Herzen empor, die kalte Satire verschwindet, die Thräne des Mitleids beginnt in seinem Auge zu funkeln. Auch der Verkommenste, der im stumpfsten Werktagsleben Hintrabende hat ja einmal in seinem Leben Schönheit genossen, und er kann sehnend davon träumen („Sehnsucht") oder in einem Augenblick, vielleicht in seinem letzten, sich des ganzen Weltenmysteriums bewußt werden, wie jenes sterbende Pferd im Anblick der untergehenden Sonne, (Zwei Leben) oder es kann sich auch zu jenem Anklammern an das Stimmungsvolle, Poetische verdichten, wo sich dasselbe auch finde, wie in dem Lobliede von dem Zauber des Kneipenlebens für den abgestumpften Kneipbruder in der Novelle „Gegen Mitternacht".

Und weich und träumend, mit einem wehmutsvollen Lächeln um den Mund, als echter Humorist, erzählt Hallström von jener alten Frau, die noch einmal jung sein und tanzen möchte und dabei von dem Schornsteinfeger überrascht wird (Matinée dansante) oder jene „schlichte alte Geschichte" von dem Mädchen aus vornehmer Familie, das den armen Hauslehrer liebte, aber den reichen ungeliebten Mann heiraten mußte, mit dem sie so bitter elend wurde, während der Jugendgeliebte in haltlosem Leben verkam.

Aber plötzlich krampft es auch wieder in ihm empor, eine lodernde Verzweiflung, ein jammervolles Aufschreien entquillt seiner Brust, und sein Leben erscheint ihm, wie das Schicksal jenes Zigeunerknaben in der Erzählung „Der Falke", der die kurzen Freuden, welche der eingefangene Falke ihm bereitet hatte, mit dem fürchterlichsten Tode büßen muß durch den in seinem Fleische wühlenden Schnabel des herzblutgierigen Raubvogels, während eine geputzte Menge, „zarte" Ritterfräulein kalt lächelnd, nichts ahnend von dem Leide dieses andern Menschenkindes zuschauen. Flammende Verachtung schleudert er auf die Kleinmütigen und Zweifelsüchtigen herab und er berauscht sich in der purpurglutvollen Ausmalung des begeisterten Glaubensfanatismus (Arsareth) der schrankenlosen, alles wagenden, freudig das Leben hingebenden Liebe („Adonia". „Carneola".) Aber der Skeptizismus bleibt in seinem Innern zurück, „er wollte das Leben küssen, aber es war vor ihm gewichen gleich einem Schatten," und die einzige positive Überzeugung, die ihm zurückbleibt, ist die, daß

der Schmerz groß und unendlich ist. (Carneola.) Der Schmerz von der Sehnsucht nach Glück, die alles, was lebt, erfüllt, und über die Erkenntnis, daß alles nichtig und eitel ist, der Schmerz, daß einst doch vielleicht ein Tag kommt, da die Sonne davon wieder wärmer wird, daß sie sich in den Augen der Menschen spiegelt, und darüber, daß man dann nicht dabei sein kann: sterben, ohne gelebt zu haben, (Rosengift) so, wie es allein wert wäre zu leben.

Bei diesem trostlosen Blick auf das Leben bleibt Hallström nur eine Rettung: die Versenkung in die Mystik des Seelenlebens, jene geheimnisvollen Kräfte, die zu ungewöhnlichen Gefühlen, unerwarteten Thaten hinreißen. („Traum von der Seligkeit," „Die rote Decke", „Aus dem Dunkel".) Dies Mystische, dem er mit der zagenden Scheu der Künstlerseele vor dem Schönen und Tiefen gegenübertritt und das zu erfassen ihn ebenso lockt, wie er fürchtet durch das Eindringen in diese Tempelhallen der Menschenseele, das Zerstörungswerk wieder weiterzuführen.

Bei einem Künstler, bei dem die Form zu einem so wesentlichen Teil seines Schaffens gehört, muß ich auch auf diese mit ein paar Worten hinweisen.

Auf das Hauptcharakteristikum, das vollständige Ineinanderaufgehen von Form und Stoff wies ich schon bei ihm hin. Erstaunlich ist aber, welche wechselnden Farbentöne ihm hier zu Gebote stehen. Wenn er in seinen Humoresken an den derben, etwas platten Ton Hebenstjerna's gemahnt, so erinnert er in seiner Seelenanalyse, in der malerischen Auftragung der Kontraste an Ola Hansson. Über seiner „Purpur" betitelten Novellensammlung lagert eine düstere Glut, überall volle, grelle Farben, Purpurtöne, ein wühlender Krater der Leidenschaft, mit plötzlichen Eruptionen, aber niemals ein lichtes, offenes, freies Entfalten der Flamme. Und dagegen „Eine alte Geschichte" so voll Lebenswirklichkeit, so ohne alles Pathos und ohne alle Deklamation vorgetragen. Ein altes Lied mit dünnen Akkorden, wie sie jener Zeit eigen waren, gespielt auf einem alten, dünntönenden Spinett, so voll zarter Poesie, rosenrosig überhaucht, von milder Wehmut.

Hallström ist Impressionist. Er besitzt eine besondere Befähigung, mit ganz wenigen Tönen und Farben, mit ein paar kleinen

Zügen, die ein echtes Künstlerauge erfaßt und eine sichere Künstlerhand darstellt, nicht nur die äußere Gestalt wie in einem Gemälde vor uns hinzustellen, sondern auch die tiefsten inneren Seelenquellen herausſprudeln zu lassen und durch seine Kunst das ahnbar werden zu lassen, wofür es keine Worte und keine Farbentöne mehr giebt.

Auch das lichteste Bild hat seine Schattenseiten, kein Diamant ohne Flecken. Per Halström wird in seinem Streben das Mystische durch malerische Verkörperung der Wesenheit desselben zu gestalten, bisweilen so „mystisch", daß er dunkel und unverständlich bleibt, und sein suchender Geist verleitet ihn das Hin und Her der verschiedensten Anschauungen in verwirrender gleichmäßiger Betonung aufmarschieren zu lassen, sich in das Reflektorische so hineinzubohren, daß es das rein Gestaltete zu überwuchern droht. Hier ist scharfe Selbstbeobachtung und Selbstkritik erforderlich.

Aus dem Dunkel.*)

Von Per Hallström.

Wir hatten gleich vom Mittageſſen an im Atelier geſeſſen — ein paar von uns hatten wohl auch keines gehabt — und die ganze Zeit geplaudert und geplaudert.

Wir liebten es zu plaudern, wir hatten jeder unſere ſo feſten Überzeugungen und Meinungen, daß ſie allen andern imponierten, ja ſogar uns ſelbſt, wenn wir darüber nachdachten, einige beſaßen auch ein gut Teil Skepticismus, der an paſſender Stelle noch mehr imponierte, einige ſchwiegen nur, und das imponierte beinahe am allermeiſten. Recht tiefſinnig zu ſchweigen, unter breitem Auflodern der Cigarre, den breiten Rücken gegen die Wand gelehnt, mit einem breiten, gemächlichen Blick aus offenen Augen, der mitten auf dem Höhepunkt der Darlegungen eines Redners ſich mit gutmütiger Ermüdung abwendet — wahrlich in dieſem Lande der uneingelöſten Wechſel giebt es nichts, das ſich ſolider ausnimmt und längeren Kredit gewährt.

Aber nun ſprachen wir beinahe alle von faſt Allem durcheinander, außer von Politik und Religion, denn wir waren

*) Auf Wunſch des Verfaſſers.

aus den Jahren heraus, da man dergleichen ernſt nimmt, und noch nicht in denen, da man es praktiſch nimmt, hatten auch alle zum mindeſten ein paar franzöſiſche Romane geleſen und fühlten uns infolgedeſſen über alle Naivität erhaben. Aber den Hypnotismus berührten wir, ſehr vorſichtig mit dem allgemeinen Gefühl, daß etwas daran war; die Litteratur packten wir bei der Kehle und ſagten ihr Grobheiten mitten in's Geſicht und ſtießen in ſie ein Wort hinein, ſcharf, wie Nadeln: „Stil!“ Es fehlt ihr an Stil! Das iſt ſo ein praktiſches Wort, man kann dahinter ſo viel und ſo wenig, als man will, verbergen, und als Anklage iſt es faſt augenblicklich niederſchmetternd. Und dann ſprachen wir von Gemälden und Büſten und Verſen, von Schein und Analyſe, von Symbolismus und Realismus; Idealiſten waren wir alle zuſammen und hüllten uns in die allerneueſten Kleider des Kaiſers mit echten Meſſingflittern darauf.

Ich weiß nicht recht, was wir wollten, denn der Ausdruck war ſo unſicher, aber aus Allem ging deutlich hervor, daß wir in uns Tauſende als Hilfsquellen hatten und einmal neue Kunſtrichtungen mit derſelben Leichtigkeit aus dem Ärmel ſchütteln würden, wie der Magier Kaninchen herausſchüttelt. Für Lebensfreude war bei einigen eine allgemeine Neigung vorhanden, die äußerſt ernſt genommen und diskutiert wurde — ein wenig umſtändlich — wie eine entſchiedene Sache, der man das ſchuldig iſt; wie man dazu gelangen ſollte, wurde dem eigenen, freien Ermeſſen jedes Einzelnen überlaſſen, und wer über Hans Alienus*) einſchlief, mußte

*) Das Hauptwerk von Verner von Heidenſtam. Vergleiche mein Eſſay.

annehmbarer Weise vollgültige private Gründe dazu haben und konnte es ja statt dessen mit Gymnastik versuchen.

Aber vor allem eiferten wir für „das Neue", wir hielten den Finger an den Puls der Zeit mit einer Feierlichkeit, als hätten wir Universalpillen zu verkaufen, und wir fürchteten nur, daß es andern vor uns gelingen könnte, ihre Bedürfnisse zu erraten, oder daß sie sich ändern möchten, denn es geht jetzt ja alles so schnell.

Leo war bereits vor einer Weile gegangen, er war ganz plötzlich stehen geblieben, wie er da das Zimmer in Diagonalen durchschritt und bei jedem gefundenen ästhetischen Dogma mit den Fingern knippste, der schnelle, unermüdliche Leo mit seinem ein wenig gekünstelten scharfen Malerblick hinter dem Pince-nez und seinem schönen, exaltierten Gesicht des Patentinhabers der Idee, Leo, der am allermeisten geschwatzt und den meisten Effekt gemacht hatte.

„Ach zum Teufel," hatte er gerufen, — er sprach ein Kauderwelsch, halb wie ein Pariser und halb wie ein Bewohner eines Bergwerkdistrikts — „mir thut der Kopf weh. Ich muß mich ein bischen auslüften!"

Und einen Augenblick später war die Thüre hinter ihm zugefallen, und man hätte ebensogut versuchen können, den Schatten eines Vogels zu greifen, wie ihn aufzuhalten. Sonst hatte auch niemand Lust, zu gehen, denn es schneite draußen, und überdies war der Tag so trübe, so schneidend leer und traurig, solch ein Tag, der einem suchend entgegenstarrt, einen gleich einer Frage peinigt, auf die man keine Antwort zu finden weiß. Aber Leo ging in alles Wetter hinaus, Entfernungen existierten für ihn nicht, er ging so schnell, daß die Kälte nicht durch seinen dünnen Rock hin-

durchdrang, und übrigens fluchte er sich über sie warm kämpfte dagegen wie gegen einen persönlichen Feind und hielt sein Hirn bereit, jede hübsche Linienstimmung, an der er vorbei kam, in sich aufzunehmen.

Wir wußten, daß er binnen Kurzem wieder bei uns sein würde, — nachdem er fast die ganze Stadt durchei hatte, — ohne seine Kopfschmmerzen und die elastisch Gestalt voll nervöser Energie, mit frischer Luft in den Kleidern und von der Kälte beschlagenen Pince-nez-Gläsern und mit einer neuen Theorie von der Lichtwirkung zweier Farben fertig im Kopf, und wir diskutierten währenddes in derselben Weise, wie vorher, weiter. Es handelte sich um die Frage, worin die Seele eines Kunstwerkes bestände, bis zu welchem Grade es eine solche zeigen sollte und wie das Gefühl darin spielen dürfte, und wir einigten uns dahin, daß dieses gebändigt werden müßte, daß es nur in den Linien der Form seine ganze unermeßliche Kraft öffnen dürfte, denn sonst könnte es stören, und eine deklamierende Tendenz dürfte unter keinen Umständen geduldet werden — wir sprachen einige recht zutreffende Gedanken aus, fühlten uns aber doch ein wenig müde, vielleicht infolge des gelben Lampenscheins oder weil drinnen die Luft ein wenig dumpf war.

Da hörten wir Leo draußen vor der Flurthüre reden, er hatte also jemand mit sich, aber wen, da wir alle bereits hier waren? Wir wandten uns neugierig der Thüre zu. Dieselbe ging auf, eine kleine, dunkle Gestalt kam mit einem häßlichen, schwarzen Hut auf dem Kopf über die Schwelle, einem Sommerhut mit vor Alter verbogener Krämpe, der einen grotesken Schatten auf die Wand warf; es war ein kleines Mädchen, aber was für ein Mädchen?

Ein seltsames Mädchen! Ohne einen Augenblick zu zögern und bevor jemand etwas gesagt hatte, kam sie mitten in's Zimmer hinein, blieb stehen und sah sich mit einer ruhigen Kopfbewegung um, die Hände in den Manteltaschen, die zarte Gestalt so wunderlich gesammelt und so fest, etwas in den Bewegungen, wie bei einer Gestalt im Traum, wo man in jedem Augenblick weiß: so ist es, so soll es sein — und in mystischer Unruhe fühlt, daß jede Gebärde einen Sinn hat, jeder Schritt die Bedeutung des kommenden in sich birgt.

Während sie dort dicht bei der Hängelampe stand, die einen scharfen, dunkeln Schatten über das Gesicht hinwarf, erklärte Leo in Eile:

„Ich traf sie außerhalb der Banlieu, sie ging und starrte nach dem Schnee hinauf, so, mit dem Nacken nach hinten, langsam, mitten in der Kälte. Ich sah, daß sie hübsch war und wollte wissen, wie sie wäre. Sie hatte keine Furcht, mitzukommen. Nimm deinen Hut ab," fügte er eifrig hinzu, „ich habe dich ja noch gar nicht ordentlich ansehen können."

Sie nahm den Hut ab, ging zur Thüre und warf auch den Mantel auf einen Stuhl, ständig mit dieser seltsamen Ruhe in ihren Bewegungen; dann kam sie wieder zum Licht vor, und nun konnten wir ihr Gesicht deutlich sehen.

Es war bleich und schmal, aber im Verhältnis zur Figur nicht klein; das Kinn war kräftig vorstehend, während sie den Kopf sehr hoch trug, und das Profil neigte sich hübsch gegen dasselbe von dem runden Scheitel herab. Die Nase war gerade, die Lippen bleich und geradlinig, die Konturen der Wange ungewöhnlich streng und schön, die Augenbrauen in der Mitte ein wenig herabgezogen, und

die Augen, die nun gegen das Licht sich zusammenzogen, blickten fest und ruhig unter kurzen, dunkeln Fransen hervor, auch das Haar war dunkel. Es war schwer, die Farbe der Augen zu bestimmen, sie mußte von jener grauen Nüance, die Veilchen in der Dämmerung haben, bis zum Glanz des schwärzesten Schwarz hinüberspielen können, auch die Größe mußte mehr als gewöhnlich wechseln können, je nach dem Gedanken, der in ihnen glühte, mußten sich die weitausgedehnten Pupillen öffnen oder sich um die Stahlklingen des Blickes zusammenschließen können; — die Muskeln um dieselben zeichneten sich ungewöhnlich scharf durch die Haut ab. Die Figur war zart und kindlich, die eines fünfzehnjährigen Stadtmädchens, der Hals schmal und fein, auch jeder Gesichtszug war kindlich, aber das Ganze trug doch das Gepräge der Festigkeit, den Stil, den ein durchlebtes Leben giebt.

Sie sah uns an, ohne den Blick auf jemand ruhen zu lassen, und schaute über uns hin nach den Studien an den Wänden, mit langsamen wandernden Augen, bis sie zuletzt auf die gelben Uhrtafeln des Kirchturms traf, die durch die dunkle Luft des Fensters hineinstarrten, und ihr Gesicht in stummem Wiedererkennen zuckte, da setzte sie sich ein wenig seitwärts von uns nieder, mit den schmalen Armgelenken über Kreuz und mit stillen, ruhigen und dunkeln Augen.

Wir wußten nicht, was wir zu ihr sagen sollten; sie war so seltsam, so ganz anders, als andere, wie sie da in ihrer schwarzen Kleidung saß. Es war, als wenn das Dunkel, das unbekannte, zukunftverbergende Dunkel draußen Gestalt angenommen und mitten unter uns eingedrungen wäre, ernst und rätselvoll.

„Wie heißest du?“ fragte jemand.

„Cäcilie.“

Der Name wirkte wie ein Stoß auf die Phantasie. Cäcilie, der Orgelgesang, der aus dem singenden Licht des Gewölbes emporsteigt, ständig empor, stark, als wenn er sein Ziel wüßte, rein durch die Klarheit des Raumes, zusammenfrierend in der Kälte der Sterne — aber welch' seltsame Cäcilie dies war! Welcher Gesang träumte dort um die Augen?

„Und du gehst an solch einem Abend allein spazieren, Cäcilie? Solltest du irgendwo hingehen?“

„Nein, nirgend. Ich habe es gern, wenn ich den Schnee auf mich niederfallen fühle.“

„Bist du hier geboren, Cäcilie?“

„Nein, ich bin draußen geboren, wo wir damals wohnten“ — sie starrte mit emporgehobenen Augenbrauen vor sich hin, und ihr Ton gab uns den Eindruck, daß das ‚draußen‘ eine große, düstere, menschenerfüllte Stadt jenseits des Meeres wäre, daß es tief wäre von dunkler Erinnerung und peinvoll lockend für den Gedanken — „aber ich bin schon zu lange hier gewesen,“ schloß sie.

Sie war so schön mit ihrer verschlossenen, düstern Miene, ihre kurzen Antworten erweckten ein solch bebendes Echo in uns, gleich den alltäglichen, aber bedeutungsvollen Worten in einem Traum. Man hätte lange sitzen können und auf's Geradewohl fragen und lauschen.

Aber Leo wurde ungeduldig; er brannte vor Eifer, zum Zeichnen zu kommen, darum hatte er sie ja mit heraufgenommen und er wollte nicht gestört werden. Leo glaubte an seine Kunst; er pflegte davon zu reden, daß er die Quadratwurzen aus einer Physiognomie ziehen könne — er

liebte mathematiſche Ausdrücke — und nun wollte er es auch mit dieſer thun. Nur einige Striche, und er würde alles zuſammen in konzentriertem Effekt haben, die Ruhe des Kinns und der Augenbrauen, die fallende Linie des Halſes, ihr ganzer Inhalt ſollte dort aufgezeichnet werden, aber dann durfte man nicht kommen und ihn ſtören, nicht Gefühle und Ideenaſſociationen hineinbringen, die den Blick irreleiteten.

„Laßt ſie in Ruh mit euerm Geſchwätz,“ ſagte er, „ſie iſt ſchöner, wenn ſie ſchweigt.“ Und ſein Auge blickte unruhig ſcharf, als wenn er fürchtete, etwas zu verlieren, während er und die Andern ihre Plätze wählten.

Sie ſaß, ohne ſich zu rühren; das Ganze ſchien ihr völlig gleichgiltig zu ſein, ſie hielt die Armgelenke noch immer über Kreuz und ſtarrte vor ſich hin, ohne zu ſehen.

Aber wir, die wir nicht zeichneten, fühlten das Schweigen als drückend. Geſchah ihr auch nicht unrecht, war es nicht Sünde, ſie dort wie eine abmeßbare Sache aufzunehmen; war nicht jeder Strahl in ihrem Auge, jeder Klang in ihrer Stimme mehr wert, als all' dieſe Linien, war es nicht vermeſſen, dieſes wechſelnde, tiefe Leben in Taubſtummenſprache überſetzen zu wollen? Was barg ſich wohl in der Wölbung ihres Hirns; was war ſie, die da ſaß?

Und die Zeichner ſchwitzten und zogen die Pupillen zuſammen, um ſie ſcharf zu machen und hielten die Hand gegen das Licht empor — ſie ſchienen eine ſchwerere Arbeit bekommen zu haben, als ſie ahnten — und das Mädchen ſenkte langſam die Augenlider; da brachen wir ab:

„Du biſt vielleicht müde, Cäcilie? Es wird Zeit, ſchlafen zu gehen.“

„Ich ſchlafe nie nachts," antwortete ſie, „habe es nicht gethan, ſo lange ich denken kann."

„Aber was thuſt du denn, wenn du auf biſt?"

„Ich denke," ſagte ſie, und ihre Augen wurden tief, als wenn die Nacht vor ihr läge — „liege und denke und ſtarre hinaus in das Dunkel. Es iſt dann ſo ſtill, bisweilen glaube ich, daß alles tot iſt, und auch ich, es iſt ſo ruhig, das Dunkel iſt ſo leicht und weich und rein."

Ihr Geſicht war erſtarrend ernſt geworden; nun ſtrahlte es plötzlich in nervöſem Leben empor, als wenn ein Gedanke dort drinnen in Flammen hervorgebrochen wäre.

„Aber bisweilen höre ich etwas. Es iſt jemand, der auf der Straße geht, weit entfernt, die Steine hallen unter ihm wider, und er kommt näher. Erſt meine ich, es iſt nur einer, und ich ſinne nach, wer es wohl ſein kann, träume, daß er zu mir kommt, aber ich ſtehe nicht auf, ich will haben, er ſoll mich gerade da emporheben und mich an ſich ziehen, ohne daß ich ein Wort ſage, und mich weit fortführen. Dann beginnt mein Herz zu klopfen, und es ſingt in meinen Ohren, und ich höre mehr Schritte, eine ganze Flut von Getrampel und Tanzen, die die Straße ſo völlig erfüllt, daß ich glaube, das Haus wird einſtürzen, fortgefegt werden, wie wenn der Strom das ſchmutzige Eis aufbricht.

Und ich bin ſo froh, daß ich lache und die Decke an den Mund drücke, um nicht gehört zu werden; bisweilen höre ich mich ſingen, höre es wirklich und liege und ſtrecke die Arme aus, und das Dunkel iſt nicht mehr ſtill, nicht ſchwarz, es iſt nur wie rote Wirbel. Und ich liege und warte und weiß, daß ſie um meinetwillen kommen und daß ſie mich hoch emporheben werden und vorwärts brauſen,

und ich weiß, wie der Himme ausſehen wird: ſchwarz, mit großem, weißem Licht, und die Luft wird kalt und klar ſein, ſie wird ſein wie auf dem Grund eines See's und alles, an dem wir vorbeiziehen, ſtürzt hinter uns zuſammen; es klingt von gebrochenem Eiſen und brauſt und ſeufzt von Erde, aber wir ſtürmen vorwärts, nur immer vorwärts, wir drehen nicht den Kopf, wir ſagen nichts zu einander, ſondern ſchreien nur vor Freude, wie wenn es donnert."

Ihre Stimme klang gellend, mit ſprödem Ton, jubelnd, aber näher dem Weinen, als dem Lachen; plötzlich änderte ſie den Ton.

„Ja, dergleichen denke ich in den Nächten," ſagte ſie müde.

„Aber wann ſchläfſt du denn, du mußt doch wohl auch ſchlafen?"

Sie lachte kindlich hell.

„Den ganzen Tag darauf, wenn ich will. Mama zieht nur die Gardinen auf, verſteht ſich, aber ich darf liegen bleiben. Dann kann ich ſchlafen, beſonders wenn die Sonne ſcheint, man träumt dann ſo ſchön im Sonnenſchein, man lacht und ſpringt, und es iſt ſo warm, und wenn man aufſteht, iſt man ſo herrlich müde."

„Na, aber dann! Gehſt du nicht in die Schule, mußt du nicht arbeiten?"

„Papa will es" — ſie ſprach das Wort mit fremdem Accent aus. „Papa, ich weiß nicht, ob er mein Vater iſt," fügte ſie gleichgiltig hinzu, „will, daß ich fort ſoll, ganz gleich, wohin, ſagt er. In die Schule bin ich gegangen, aber das paßte nicht für mich. Nun läßt man mich wohl in Frieden. Mama ſpricht mit ihnen, wenn ſie mich ſuchen. Mama kann ſo vornehm thun."

„Und was treiben deine Eltern?“

Sie blickte höhniſch abweiſend auf und antwortete nicht. Plötzlich lachte ſie leiſe „Solch ein luſtiges Wort,“ ſagte ſie, „das iſt aus dem Katechismus, nicht wahr?“

„Welches?“

„Eltern; nein, ich weiß, dort ſteht Vater und Mutter“ — ſie dehnte das Wort in komiſcher Länge. „Mama iſt fein,“ ſagte ſie darauf, „aber nun beginnt ſie, fett zu werden und ſchnürt ſich. — Sie ſollten ſie ſehen, wenn ſie Sodawaſſer getrunken hat, oh, dann ſollten Sie ſie nur ſehen! Ihre Zähne ſind auch nicht mehr ſo hübſch, ſie iſt eiferſüchtig auf mich wegen der meinigen.“

„Na, was will ſie, daß du werden ſollſt?“

„Das iſt gleich —“ ihre Stimme klang ſchneidend hart, „— das iſt gleich, was ſie will, es iſt gleich, was ſie ſagt. Ich thue es doch nicht.“

Es war leicht, ſich hiernach ein Bild ihres Heims zu machen, leider auch allzuleicht, ihre Zukunft zu ahnen.

Sie ſchien des Verhörs müde zu werden, und wandte ſich verdrießlich nach einer der Studien um. „Warum malen Sie Mädchen?“ ſagte ſie zu dem dicken Hans.

„Hm, weil ſie ſchön ſind.“

„Warum malen Sie nicht Krieg oder rote Wolken, wie die da —“ ſie zeigte auf eine Landſchaft nebenan.

„Weil ich keinen Krieg geſehen habe.“

„Aber rote Wolken haben Sie doch wohl geſehen; ich habe viel ſchönere geſehen, als die da; die glühen ja nicht!“

Es war eine impreſſioniſtiſche Leinwand; Dunkel, das über das Feld hinkroch, Dunkel, das von der Ebene

gegen einen emporſprang, und mitten in der erblaſſenden Röte, in weiter Ferne, eine einſame, frierende Pappel, die einzige, die ſich emporſtreckte, gleich einem Schwert den Himmel durchſchneidend, ſtolz und tragiſch. Wie ſie das betrachtete, erweiterten ſich ihre Pupillen, zogen ſich zuſammen und erweiterten ſich wieder und zitterten; ſie hatte ſogleich verſtanden, und ihr Geſicht wurde ſtarr über die Trauer des Bildes. „Das iſt auch ſchön," ſagte ſie. „Iſt das ſchwer zu malen?"

„Das kommt darauf an. Kannſt du zeichnen?"

„Ich kann nichts, nur ſpielen; Mama hat es mich gelehrt, aber ich kann mehr als ſie, obgleich wir jetzt kein Piano haben."

„Singe denn!"

„Nein, ich k a n n nicht ſingen." — Ihre Stimme klang düſterer, als jemals früher, faſt brechend verzweifelt. — „Ich kann jetzt durchaus nicht."

„Ja, du haſt wohl Stimmwechſel; du bekommſt ſchon die Stimme wieder, wenn du früher welche gehabt haſt."

„Ja, ja," erwiderte ſie ungeduldig, „ich denke nicht an die Stimme, aber ich kann niemals mehr ſingen." Sie neigte langſam den Kopf und ſah uns alle mit einem ſchnellen, tiefen, ſeltſam fragenden Blick an.

„Warum machſt du ſo?" fragten wir. „Was ſuchſt du?"

„Ich ſehe mir Eure Augen an." — die Stimme klang kindlich, naiv, aufrichtig und ſo ernſt.

„Thuſt du das oft?"

„Ja, bei Fremden; ſpäter ſehe ich ſie nicht mehr an."

„Und wie haſt du unſ're gefunden?"

„Ungefähr wie die Anderer. Keiner von Euch kann ſehen.“

„Wie meinſt du?“

„Ich kann weiter nichts ſagen; aber es iſt keiner, der ſieht, richtig ſieht, querdurch.“

„Hm, nein, vielleicht. Haſt du einen ſolchen ſchon getroffen?“

„Nein, niemals, aber ich ſuche weiter.“

„Und wenn du einen ſolchen findeſt, was thuſt du dann?“

„Dann warte ich nur, warte auf den Strom.“

„Der, auf den du während der Nächte lauſcheſt?“

„Ja, denn dann kommt er bald.“

„Macht mich nun fertig,“ ermahnte ſie mit einem Blick auf die Zeichner. „Beendigt Eure Zeichnungen!“ Und ſie ſetzte ſich, wie vorher.

Aber keiner konnte in ſeiner gewöhnlichen Weiſe zeichnen, keiner war mit dem Anfang zufrieden. Alle ſuchten etwas; der Geſichtsausdruck wechſelte, flammte auf im Eifer und erloſch müde, flatternd, wechſelnd; etwas, was ſtändig enteilte.

Und unter dieſen Blicken, die ſich auf ſie vereint richteten, und dem gelben, ſcharfen Licht wurde ſie geblendet, eingeſchläfert; ihr Mund wurde müde, die Augen ſchloſſen ſich verſuchsweiſe ein paarmal, dann blieben die Franſen herabgelaſſen und ſie ſchlief plötzlich ein, wie ein Kind, und ſank gegen die Stuhllehne zurück.

Alle hatten aufgehört zu zeichnen, neigten ſich vor, alle dachten an dasſelbe. Dies merkwürdige Mädchen — war das auch etwas Wirkliches?

Da war sie aus dem Dunkel hergekommen; still wie das Dunkel selbst. War es nicht nur eine aus uns selbst entsprungene Gestalt — ach nein, aber der schlummernde Anblick des Dunkels, die unbestimmte Möglichkeit, das große Neue, das kommen konnte. Aber ihre Atemzüge waren hörbar, ruhig und leicht, ihre magern Hände trugen Spuren vom Nähen, ihre Kleider waren abgenutzt — ein wirkliches Mädchen in jedem Fall, Blut wie unseres, eine heranwachsende Seele! Was würde aus ihr einmal werden, ja was würde aus ihr werden?

Als wenn die Frage mit hörbarer Stimme gestellt wäre, nahm Jacques sie auf, der stille Jacques, der aus jeder Überzeugung ein Epigramm zu machen pflegte und der jeden Zweifel zu einer Nadel schliff. Nun stand er sogar auf, um zu reden und trat mit seinen Taschenmesserbewegungen und seinem geneigten, spitzen Kopf auf sie zu.

„Was aus ihr wird? Was aus ihr wird?“ sagte er, „das ist leicht zu erraten.“

Er beugte sich zu ihr herab, aber so, daß er nicht das Licht verschattete; seine Hand folgte den Worten, aber mit leichten, liebkosenden Gebärden, als wenn er eine Kranke berührte. Aber am Boden stand sein langer Schatten gegen den ihrigen geneigt, und die Gebärden wurden spitzig, scharf, wie Stöße, unbarmherzig und drohend gegen die schlafende schwarze Gestalt.

„Was aus ihr wird? — Ihr, die ihr nur wünschen, aber nicht wollen könnt, ihr, die ihr eure Zeit mit Vergleichen und Fühlen und Sehen vergeudet, *seht her*, was aus ihr wird! Der Mund wird sich zuerst verwandeln, ja auch das Auge, aber dort bleibt es nicht gleich, dort kann es

lange wechſeln und entzündet werden und erlöſchen, aber der Mund, der behält unerbittlich all' das, was ſtark genug geweſen iſt, eine Falte einzudrücken, eine Linie zu beugen. Die Lippen werden härter ſchließen, wenn ſie nicht vom Lachen geöffnet werden, hier wird ſich alles zuſammenballen: Ermüdung vom Verlangen und Ekel über Küſſe; Haß, der in Überdruß und Scham erſtarrt, der erſtickt wird, und die Gewißheit wird ſchließlich ihren Kreis herumziehen, die Gewißheit, daß es ſo ſein mußte, daß das das Ganze iſt. — Die Wange" — er berührte ſie beinahe, die blaß und weich im Licht leuchtete — „die Wange wird ſich ſchärfer modellieren feſter in den Konturen werden, ſie wird hier ein wenig einſinken, als wenn ein Blumenblatt verwelkt. Die Stirn bleibt ſich gleich, nur eine Falte quer herüber, als wenn ein unſichtbares Meſſer in das Hirn eingeſchnitten und die Gedanken geteilt hätte, einige eingeſperrt, damit ſie dort oben ſich verzehren, andere dazu getrieben, daß ſie in Nacktheit und Bedrängnis rangen. Das Haar wird dunkler von Alter und entſtellender Pflege, wird hier hinunter kriechen, liegen und drücken — die Augenbrauen, ſeht, da iſt eine Biegung mitten in ihnen, ſie ſenken ſich da, das giebt einen Zug von nervöſer Empfindſamkeit, von vibrierenden Gedanken, aber das wird man nicht merken, wenn ſie die Augen aufſchlägt, nichts wird man dann merken, nur ihre tiefe Müdigkeit, ihre unendliche, frierende Kälte. Denkt euch dann die Farbe von dem Ganzen härter, kräftiger, drückt nieder alles, was ſchwer iſt, macht ſcharf alles, was leicht und fein iſt, hart alles, was ſtark iſt; jagt die Freude mit einer Ohrfeige und die Röte dann mit einem Hohn fort; dann habt ihr ſie, das iſt das, was aus ihr

wird; ſchön, nicht wahr, ſchöner, als jetzt; denn ſie wird noch dankbarer zu zeichnen, nicht wahr?“

Er ſtand ein Weilchen ſtumm da und ſah ſie an, ſein Schatten zitterte. Dann fuhr er fort:

„Das iſt, was ſie werden wird, das iſt auch alles, woran ſolche, wie wir, ein Recht haben, zu denken; aber was ſie werden *könnte*; ach, was könnte ſie nicht werden! Könnte jemand ſie nehmen, wie ſie da liegt und träumt, ſie nehmen und ſie weit forttragen und ſie hoch auf den Arm emporheben. Wir reden hier immer von Kunſt, davon, was wir wollen und wovon die Zeit träumt. Giebt es jemand, der das Blut hat, dieſelben Träume zu träumen, und Kraft, ſie zu wollen, giebt es jemand, der ein Mann iſt, dann iſt ſie ſein. Und was kann dann nicht aus ihnen beiden werden!“

Er ſah ſich nach uns Andern um, die vorgeneigt dageſeſſen hatten, wie hypnotiſiert, den Blick auf ihr weißes, leuchtendes Antlitz gerichtet. Bei ſeinen letzten Worten ſprangen wir halb auf; es war, als wenn wir darauf gewartet, daß jemand kommen ſollte, jemand uns bei den Haaren ergreifen ſollte und uns vorwärts ſchleudern, uns mit dem lichten Raume um uns her emporheben. Etwas ſollte in uns entſtehen, ſcharf, wie eine Stahlklinge, unbeugſam, unbefleckt; das blaue Schwert unſeres Willens und das Leben ſollte bei uns ſein, das wirkliche Leben mit wachstumtreibender Sonne und warmer Erde. In der Hitze des Raumes waren wir ſchon vorher durchglüht, hatten rote Wangen und rote Stirnen, nun ſchlug ein warmer Blutſtrom in uns auf und vor den Augen zeigten ſich weiße Funken und den Rücken lief ein Schauder entlang.

Da erwachte das Mädchen, wie von dem Geräusch all dieser Gedanken, die da zusammenstießen und hinflatterten; ihre Augen starrten erst erschreckt, dann lachte sie.

Wir sanken wieder zurück.

„Ich wußte nicht, wo ich war," sagte sie.

„Ja, vor uns wurde dir aber wohl nicht bang?" fragte Jacques, „das sahst du doch, daß hier kein Gefährlicher ist?"

„Ach nein, gewiß nicht bang." Sie lachte noch munterer. — „Nein, hier ist niemand gefährlich! Aber ich muß lange geschlafen haben. Ich muß jetzt gehen."

Wir erboten uns alle, sie zu begleiten, aber sie blickte uns gerade an.

„Warum das?" sagte sie, „ist die Thüre verschlossen?"

„Nein, noch nicht, aber die Straße, die Dunkelheit, der Schnee!"

„Ach, weiter nichts! Aber ich ging ja allein aus! Nein, nein, niemand braucht mich zu begleiten. Ich weiß schon meinen Weg."

Niemand dachte daran, gegen ihren Willen zu handeln, ihre Stimme klang so wunderlich fest, fast höhnend, meinten wir.

Wir leuchteten ihr in der Thüre und sahen ihre kleinen Füße schnell auf dem gelben Lampenschein, der draußen auf dem Steinboden schwächer wurde und sich mit dem Treppenlicht brach, hinabtrampeln. Als sie schon halb verschwunden war, riefen wir zum letzten Mal: „Du kommst wohl wieder?"

Sie wandte den Kopf um. Unter dem häßlichen alten Hut standen die Augen düster und tief uns entgegen. „Nein," sagte sie, „ich komme nicht wieder. Warum sollte ich das?"

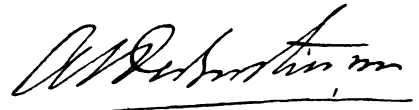
Sie war fort, und wir sprangen zum Fenster, öffneten es und lehnten uns hinaus, streckten uns über den Fries

hinüber. Sie war noch nicht hinunter gekommen. Vor uns lagen die schwarzen Massen des Hauses, so herausfordernd, düster und unbeweglich vor unserem Blick. Hie und da ein matter, gelber Schein von einer Laterne, man konnte einige große, lose Flocken durch denselben hindurchgleiten sehen, die Luft war grau, wimmelnd, lebend von Dunkel, ein wenig weiter entfernt über dem Dach stand der Kirchturm gegen den schwarzen Horizont mit den leuchtenden Uhrtafeln. Sie kam aus der Thüre heraus, wir konnten ihre Tritte durch die kalte Luft bis zu uns hinauf hören. Wir verfolgten die kleine, schwarze, undeutliche Gestalt bis zur Ecke hin, wo der Lichtschein sie ergriff, das Dunkel von ihr abschüttelte und sie in fahler, matter Deutlichkeit zeigte — dann war sie fort, in all' dem Schwarzen, im Schnee und in der Nacht, und in dem Ungewissen, Drohenden, aus dem sie hergekommen.

Und wir schlossen das Fenster und setzten uns wieder, und versuchten, um etwas zu thun, zu disputieren, wie wir es sonst pflegten, von der Kunst, von ihrer Zukunft, wir schwatzten vom Symbolismus und Syntetismus, aber alles erschien nun ärmer, als vorher, und hie und da unterbrach sich ein Redner mitten in seiner Auseinandersetzung, um eine Linie an dem begonnenen Porträt Cäciliens zu versuchen und es dann wieder mißmutig fortzulegen.

Und es kam keine Wärme in die Diskussion, nur scharfe, boshafte Einfälle, die bald des einen, bald des anderen Steckenpferde trafen, und sie in Räumen verschwinden ließen, wo der Begriff aufhört.

Bald schwiegen wir alle zusammen.



Karl Josef Alfred af Hedenstjerna (Pseudonym „Sigurd")

Der Dichter pflegt im Allgemeinen ein Vorkämpfer des Neuen zu sein, aber daneben giebt es auch einen Typus, den wir in den Reihen des Alten finden. Zu dieser Gattung gehört Hedenstjerna.

Das sind gemütliche, ein wenig skeptische Naturen, die eine gewisse behäbige Ruhe lieben. Sie sind in ländlichen Verhältnissen unter Menschen mit engem Gesichtskreis, aber gutem Herzen herangewachsen. Ihr Geist ist daher nicht zum Widerspruch angespornt worden, sondern in friedliebende Behaglichkeit eingelullt. Sie fühlten, es war enge in ihrem Geistesgemach, aber so warm und gemütlich, und daher haben sie sich darin behagt. Erst in einem Alter, in dem man sich schon eine bestimmte Lebensauffassung gebildet hat, kamen sie hinaus unter die fremden, die kämpfenden Menschen, erst nun schlugen ihnen gleich einem rauhen Sturmwind die neuen Ideen entgegen. Die Frische derselben hatte für sie nichts Erquickendes, ihre Weite nichts Begeisterndes, aber die rauhe Wahrheit derselben verletzte ihre angenehmsten Empfindungen, bedrohte ihre teuersten Glücksbedingungen, verwundete ihre Eigenliebe, die sich in dumpfem Unbewußtsein ein wenig klein neben der weiten Größe vorkam und sich bisher in ihrer Ideenenge doch so groß erschienen war.

Sie sind keine Kampfmenschen — sie mögen sich nicht auf die Schanze stellen und nun die Festung ihrer alten Ideale und alten Glücksvorstellungen mit blanker Geisteswaffe verteidigen, sie verlassen sich auf die Dicke der Festungsmauern, auf die Unübersteiglichkeit der Wälle, auf die Herzenssympathieen ihrer Anhängerschaft. Ein solcher Dichter bleibt in seiner Festung, während draußen die Außenwerke, eines nach dem andern, den kühnen Neuerern zum Opfer fallen. Er bleibt drinnen und zieht sich in die wärmsten, gemütlichsten,

mit rötlichem Lampenlichte der Wehmut überstrahlten Stübchen zurück, er sitzt dort im trauten, gleichgesinnten, wärme- und wohligkeitsbedürftigen Freundeskreise und er erzählt ihnen von solch stillen, freundlichen, warmen, rosig überstrahlten Heimen, er erzählt ihnen von Liebe, die ewig währet, wenn sie einmal Wurzel geschagen, von alter Dienertreue, von Vater- und Mutterliebe, von den Segensfreuden des Glaubens. Er erzählt auch vom Kampfe des Lebens, von den kleinen, alltäglichen und den materiellen Sorgen, von Liebessehnen und Liebesleid — aber in jener weichen, träumerischen rosig, überhauchten Art, wie man von dem Traurigen spricht, das fern hinter einem liegt, im vergoldenden Schimmer der Erinnerung, oder das man nur als gerührter Zuschauer, ohne selbst das verwundende Weh zu fühlen, kennen gelernt hat; und er mag sich und seine Zuhörer nicht betrüben, darum darf der Kampf des Lebens nicht mit Untergang endigen, darum denkt er immer an das alte Wort von dem Regen, auf den der Sonnenschein folgt.

Aber es giebt doch Trauriges im Leben, auf das kein Sonnenschein folgt, es giebt Menschen, die ringend zu Grunde gehen, Treue, die gebrochen wird, Liebe, die dem Gebote der Ewigkeit nicht Folge leisten will, Mißgeschick aller Art. Sollte er das alles nicht sehen? Oder sollte er wissentlich sich und Andere betrügen? O nein — ein anderer Umstand kommt ihm zu Hilfe: er ist mit scharfem Blick für alle komischen Einzelzüge, die das Leben darbietet, ausgestattet. Und siehe da, wie merkwürdig es sich trifft, gerade mit der tiefsten Tragik geht die heiterste Komik Hand in Hand, wo der Leichenzug vorbeikommt, spielt der Leiermann: Freut Euch des Lebens. Diese Züge ergreift unser Dichter, sein allem Unangenehmen, allem Erschütternden ausweichender Blick eilt im Anblick des Leides umher, bis er den komischen Nebenzug entdeckt hat, bis er durch Erzeugung des Lachens den peinlichen Eindruck des Ernstes verwischen kann. So wird die Lebenstragödie bei ihm nicht selten zur Farce mit starken Kontrastwirkungen, wobei das Tragische nur noch den sanften Schimmer des Rührenden behält, umleuchtet von kichterndem Lachen. Natürlich ist dies Komische nicht feinster Art, es ist nicht aus den Seelentiefen herausgeholt — es ist im Fluge ergriffen, auf der Suche entdeckt, es ist äußerlich, nichts, was mit dem eigentlichen Problem in innigem

Zusammenhange steht; aber was macht das: das Traurige ist über dem Heiteren vergessen, das Peinliche verschwunden, dem Erschütternden ein Stempel der Ruhe aufgedrückt.

Und hier haben wir auch zugleich das Mittel, wie dieser Dichter mit den neuen Ideen, mit seinen streitlustigen Gegnern draußen vor den Wällen fertig wird: Durch das Fernglas hat er sie aus seinem molligen Stübchen betrachtet, und ihr Kampfeifer, ihre Siegesfreudigkeit hat manches komische Gebahren bei ihnen erzeugt. Das hat sein für dergleichen geschärfter Blick lächelnd erkannt, und nun tischt er es mit übersprudelnder Laune, mit grotesker Übertreibung seinen Freunden auf. Und sie sitzen drinnen in dem behaglichen Gemach und sie schütteln sich vor Lachen über die Narren da draußen, während wieder ein neues Geistesfort von diesen genommen wird.

Groteske Komik, das ist — neben rührender Sentimentalität — ein Grundzug seiner Dichtungen, denn er will ja nicht in die feinen Seelenschwingungen eindringen, er will ja nicht die Herzenstiefen durchforschen — dabei könnte er Dinge entdecken, ihm Gedanken aufkeimen, die die lustige Behaglichkeit zerstören könnten. Die groben, äußerlichen Züge ergreifen, sie noch durch die Wahl unerwarteter, danebentreffender Ausdrücke vergröbern — das ist seine Technik, dadurch wirkt er, und nach seiner Herzensmeinung zu wirken — das ist sein höchstes Ziel. Er hat demgemäß etwas vom Faiseur, obwohl er keiner ist, denn dazu ist er zu naiv, zu wenig geistigberechnend. Weil diese Eindrücke ihn selbst so sehr befriedigen, darum trifft er so sicher und meisterlich das, was der Menge gefällt.

So wächst sein Freundeskreis. Die Zahl der ihn Umgebenden ist größer, weit größer, als die Zahl der draußen Kämpfenden — sie lauschen andächtig mit Thränen der Rührung, mit kicherndem Lachen, mit jubelndem Bravoklatschen, denn bei ihm ist Frieden, bei ihm ist Lebensschönheit und Lebensfreude, bei ihm Humor! — Und ihrer, die dessen bedürfen, sind ja so viele! — Draußen aber Kampf, Grausen und — blendende Lichtfülle.

So hat Hedenstjerna mit seinen meist unter dem Pseudonym Sigurd veröffentlichten Schriften, die zum Teil von ihm in Ausübung seiner journalistischen Thätigkeit nur für den flüchtigen Augenblick zu Papier gebracht sind, Arbeiten, wie sie von andern Autoren über-

haupt nicht in Buchform herausgegeben werden, sich nicht nur zum wohlhabenden Eigentümer eines der verbreitetsten schwedischen Provinzblätter („Smaalandsposten") emporgearbeitet, sondern gehört auch zu den im Auslande bekanntesten schwedischen Autoren. Seine kleinen Novellensammlungen, die er unter den Titeln „Im schwedischen Bauernhause", „Am heimischen Herd", „Bilder und Zerrbilder aus Schweden" herausgab, wie seine größeren Novellen „Der Hilfsprediger von Ovislinge", „Frau Westberg's Pensionäre", „Herrn Jönssons Memoiren" und „Dürmanns Testament" gehören auch in Deutschland zu der gerngelesensten Unterhaltungslitteratur.

Aber Hedenstjerna und der Erfolg seiner harmlosen, teils humoristischen, teils rührend sentimentalen Schriften ist kein Einzelfall. In allen Ländern begegnen wir solchen vom Publikum verhätschelten Poeten des Vergangenen, des Alten, solchen Humoristen, solchen Satirikern des Modernen. Sie sind nicht immer ganz so produktiv, wie Hedenstjerna, der sich rühmt allwöchentlich mindestens eine Novelle geschrieben zu haben, nicht immer so vielseitig, mit einem Worte: nicht so begabt, wie dieser Schwede, aber die Werke solcher Dichter beherrschen die Hofbühnen, sie füllen die Spalten der konservativen und „positiven" Zeitungen und Zeitschriften, sie glänzen auf den Salontischen des Landadels, der Beamtenwelt, des behäbigen Bürgertums. Überall, wo die Herren gern gemütlich lachen und die Damen eine stille Rührungsthräne zerdrücken mögen, wo man vor dem Lichte des Neuen Angst empfindet und sich gern der „guten, alten Zeit" erinnert — da ist ein Hedenstjerna der Lieblingsdichter.

Sein Lebenswerk.*)

Von **Alfred af Hedenstierna** (genannt „Sigurd").

Es war eine große und prächtige Wollfabrik. Zweimal war das Haus bis zum Grund abgerissen worden, da sich das Geschäft immer weiter entwickelte, und es wurde größer, solider und zweckmäßiger, mit allen Einrichtungen der Neuzeit, wieder aufgebaut.

„Nun, Mutter, habe ich eine neue Maschine bekommen, mit der zwei Mann dieselbe Arbeit verrichten können, wie früher sieben," pflegte wohl Fabrikant Nyman zu seiner Frau zu sagen, die ihn von Herzen gern hatte und sich für seine Arbeit zu interessieren suchte, aber doch niemals recht seinem Streben und seinen Berechnungen zu folgen vermochte.

„Aber, lieber Andreas, das sagst du immer, und doch wird das Personal von Jahr zu Jahr vermehrt. Du hast mit fünfzehn Mann begonnen, und nun hast du siebzig," erwiderte Frau Karoline ganz bescheiden.

Dann sah Herr Andreas sie an, wie man ein kleines Kind anblickt, dem es nicht lohnt, eine Sache weiter auseinanderzusetzen, lachte und ging wieder zu seiner lieben

*) Auf Wunsch des Verfassers.

Musik hinaus: den ruckenden Spindeln und schnurrenden Rädern.

Während das Arbeitspersonal sich mehr als vervierfacht hatte, war die Produktion auf das Zwanzigfache gestiegen; das war die ganze Sache.

Natürlicherweise freute sich Andreas Nyman, daß das Gewinnkonto mit jedem Bücherabschluß anwuchs und daß er längst Millionär war, aber noch zehnmal mehr freute er sich über den regelmäßigen, glatten Verlauf der Arbeit, über den Anblick der kleinen Gemeinde, die er geschaffen hatte, über die prächtigen Fabriksäle, die guten, schön ventilierten Arbeiterwohnungen, über die Triumpfe seiner Geschäftsreisenden, über die makadamisierte Fabrikstraße, über den stolzen Klang der Dampfpfeife, die jeden Morgen seine siebenzig Arbeiter zur Werkstatt rief.

Das Geld wußte er zu schätzen, aber sein Lebenswerk liebte er.

In dem Thal, in dem die Werkstätten nun lagen, war vor fünfzig Jahren eine baufällige Färberei mit undichtem Torfdache gewesen, die zwei Gesellen, welche tranken, und einen kleinen, bleichen Lehrling beschäftigte, der hungerte und Prügel bekam.

Dieser Lehrling war Andreas Nyman.

Es war langsam, aber zäh und unwiderstehlich bergauf gegangen, Schritt für Schritt. Der kleine, weißblonde Lockenkopf lernte rechnen und kalkulieren; die ängstliche, schwache Stimme lernte befehlen und sich Gehorsam verschaffen; die magere, eingesunkene Brust hob und hob sich, bis das Großkreuz des Wasaordens darauf saß.

Und im Fluß wuchsen die Deiche und im Thale das

Haus und auf demselben Platz, wo der kleine Kessel, der das stolzeste Inventarienstück der Färberei bildete, einmal summte, atmete nun mit tiefen, schweren Atemzügen eine Lokomobile mit zwanzig Pferdekräften.

Andreas Nyman wurde nicht hochmütig; dazu hatte er einfach keine Zeit, so unaufhörlich, so unermüdlich war er mit bei seiner harten Arbeit dabei; aber vergönnte er sich einmal, stehen zu bleiben und aufzuatmen und sein Werk mit dem Blicke zu messen, dann lachte er selbst über dieses kräftige Wachstum und begriff kaum, wie das alles zugegangen war.

Bei einer dieser Gelegenheiten nahm er eine Frau. Sich in eine zu verlieben, dazu hatte er keine Zeit gehabt; aber er nahm das beste, hübscheste und ärmste Mädchen, das er in der Eile bekommen konnte; denn er meinte, das könne er sich schon leisten. Und er hatte Glück, wie immer. Auch sie liebte ihn nicht, als sie es vor dem Geistlichen schwor, aber sie war ein ehrliches Weib, ohne Falsch und Fehl im Herzen, und keines von ihnen beiden hatte vorher jemand anders lieb gehabt. Und als die Jahre vergingen, fanden sie, ohne zu wissen, wie es eigentlich recht zugegangen war, daß sie nicht mehr ohne einander leben könnten, daß sie einander so ganz und so fest gewonnen hätten, als nur die leidenschaftlichste Jugendliebe Mann und Weib einander schenken kann.

Da wurde ihnen plötzlich klar, wie hart und freudelos ihre Kindheit und Jugend gewesen war, wie das Leben wohl auch *ihnen* ein bischen Sonne, Freude und Glück schuldig war; und dann dachten sie wohl daran, sich einmal mit einem tüchtigen Kapital zurückzuziehen und für

einander, sowie für ihren Sohn und ihre Tochter zu leben, die Gott ihnen geschenkt hatte.

Aber immer seltener kehrten diese Gedanken wieder. Das Lebenswerk Andreas Nyman's spann ihn härter und härter in das Netz der tausendfältigen Interessen ein; rastlos eilte er mit der Entwickelung seiner Schöpfung vorwärts, und wenn die traurigen, fragenden Augen seiner Gattin vor seinem inneren Blick zwischen ihm und den Blättern des Hauptbuches auftauchten, oder ein eigensinniger Gedanke von den Maschinen und dem Lagerraum forteilte zu seinen lieben Kleinen, da verscheuchte er all' dergleichen unbarmherzig mit einem ungeduldigen: „Später, später, wenn ich Zeit haben werde."

Daß seine Frau inzwischen zu einer alten Frau zusammenschrumpfte, das merkte er nicht; er sah sie immer mit den Augen der Liebe, schön, wie am Hochzeitstage. In einigen Jahren würden sie für einander zu leben beginnen, würden hinausreisen und sich die Welt ansehen und sich freuen und die Jugend wiedererlangen, die sie niemals besessen hatten.

Daß sein eigenes Haar grau wurde und seine Stirn gefurcht, merkte er nicht, da seine Kraft und seine Energie noch immer die gleichen waren. Später, später würde auch er das Leben genießen.

Als aber ein fremder Mann kam und seine Tochter nahm, die er sicherlich immer zärtlich geliebt, mit der er aber niemals Zeit gehabt hatte, sich zu beschäftigen, sodaß sie unter seinen Augen wie ein fremdes Weib heranwuchs, das er wenig kannte und nicht verstand, da geriet er in Erstaunen. War dies holde, schöne Wesen, dessen anmutiges

Benehmen alle an sich zog, diese errötende Braut in ihrem weißen Kleide, war das sein Kind? Hatte er zwanzig Jahre mit ihr an einem Tisch gesessen, unter demselben Dache geruht — und ihr niemals Zeit gewidmet, sie niemals kennen gelernt? Ja, eigentlich konnte er sagen, daß er niemals mit wachen, offenen, aufmerksamen Augen dieses Wesen gesehen hatte, das ihm zwanzig Jahre lang den Morgen- und Abendkuß gegeben hatte. Und nun war es zu spät; nun warf sie sich weinend, lachend, überglücklich in den Wagen, in die Arme eines Mannes, der sie vor sechs Monaten zum erstenmal sah. Er hatte seine Zeit besser angewendet.

Und nun fuhr sie fort, um nicht mehr wiederzukommen, außer auf kurzen Besuch; nun fuhr der Wagen durch die Thüre hinaus, die Fabrikstraße entlang.

Die Fabrik! O, die kannte er besser; jeden Winkel und jede Ecke, jedes Rad und jede Achse! Halt — konnte nicht der „Aufzug" bei den neuen, großen, deutschen Webstühlen effektvoller gemacht werden? Es mußte sich machen lassen — und während seine Tochter in der Sommernacht weiter und weiter vom Vaterhause fortfuhr, saß Andreas Nyman eifrig, energisch und wieder jung, mit glänzenden Augen und lachendem Munde und rechnete und zeichnete für seine liebe Fabrik.

Als der Sohn, der mehrere Jahre jünger war, wie die Tochter, sein Studentenexamen bestanden hatte, sollte er anfangen, seine Kräfte dem Werke des Vaters zu widmen. Erst sollte er ein Jahr lang Jura studieren, dann in's Ausland reisen und sich Fachkenntnisse erwerben, und dann sollten sie zusammen arbeiten. Ihn würde Andreas Nyman

voll und ganz beſitzen, ſie würden gemeinſam ſtreben; die junge Kraft würde wachſen, während die alte allmählich erſchlaffte, und das Intereſſe, die Hingebung und Fürſorge von dem alten Herzen auf das junge übergehen.

Und Nyman jun. beſtand ſein Studentenexamen mit Glanz und kam in trüber Stimmung nach Hauſe, fiel ſeinem Vater um den Hals und weinte und ſagte, wenn er nicht Arzt werden dürfte, wonach all' ſein Trachten ſtände und worauf ihn ſeine Anlagen hinwieſen, dann gäbe es für ihn keine Freude mehr auf Erden.

Er bekam ſeinen Willen; aber dann war es, als wenn Andreas Nyman's Liebe für die Fabrik ſich plötzlich abkühlte. Er ließ ſich dort drei Tage lang nicht ſehen, und als er dann wieder ins Kontor hinunterkam und eifrig das erledigte, was das Perſonal auf eigene Hand nicht hatte erledigen können, und wieder zur Feder griff, geſchah es, um in klaren, kurzen Zügen den Plan zur Gründung einer Aktiengeſellſchaft zu entwerfen, die alles übernehmen ſollte und bei der Andreas Nyman nur der vierte Teil gehören ſollte und ein Platz im Verwaltungsrat. Und dann wollten Mama und er nach der Hauptſtadt ziehen, wo ſie ihr Kind hatten, und für einander leben und alles das nachholen, was ſie an Freuden des Familienlebens verſäumt hatten.

Seine Frau lachte und weinte und umſchlang ſeinen Hals mit den Armen und ſchluchzte an ſeiner Bruſt das faſt dreißigjährige Leid aus, das ſie darüber empfunden hatte, daß ſie einander ſo wenig geweſen waren, und daß ſein Lebenswerk ſich immer wie ein dunkler Schatten zwiſchen ſie und die Lebensfreude geſtellt hatte. Und ihr Sohn jubelte, und

schon am folgenden Tage sollte die Einladung zur Aktienzeichnung in die Druckerei geschickt werden.

Da kam, gerade als man bei Tisch saß, die Post und mit ihr die Nachricht, daß eine kapitalistische Aktiengesellschaft in dem nächsten Marktflecken in der Bildung begriffen wäre, zur Errichtung einer Wollfabrik nach modernstem Prinzip und unter Leitung eines jungen, gewandten Fachmannes, der das Geschäft gründlich im Auslande studiert hätte und hoffte, mit Erfolg mit der alten Nyman'schen Fabrik konkurrieren zu können.

Andreas Nyman stand auf und reckte sich empor, sodaß er gut ein paar Zoll größer wurde, als gewöhnlich. Seine Augen brannten und seine Unterlippe bekam einen harten, unerbittlichen Zug, als er sagte:

Es giebt keine Ruhe für mich, Mamachen. Wenn solch vornehme Fremde im Orte erwartet werden, erfordert es die Höflichkeit, daß der alte Andreas Nyman daheim bleibt und sie selbst empfängt.

Und der alte Nyman empfing den Fremden so, daß die neue Aktiengesellschaft im fünften Jahre ihres Bestehens zusammenbrach, aber auch dann war es, als wenn von dem Plan einer Umwandlung in eine Aktiengesellschaft für die alte Fabrik niemals die Rede gewesen wäre.

Andreas Nyman wurde fünfundsiebenzig Jahre alt, und in der allerletzten Zeit wagte niemand mehr mit ihm darüber zu reden, daß er sich zur Ruhe setzen möchte; der Alte war so reizbar geworden.

Dann eines Tages bekam er unten in der Spinnerei einen Schlaganfall und mußte hinaufgetragen werden. Der Landphysikus rief ihn wieder in's Leben zurück, die drohende

Gefahr war für den Augenblick abgewehrt und am folgenden Morgen kam der telegraphisch herbeigerufene Sohn an, der jetzt einer der hervorragendsten Ärzte der Hauptstadt war. Er brach in Thränen aus, als er den Zustand des Vaters untersucht hatte.

Nun bittet nicht mehr der Sohn, sondern nun droht der Arzt mit dem Tode, wenn Papa nicht endlich sich Ruhe gönnt, sagte er.

Das wurde ein harter Streit, aber schließlich war die Fabrik vorteilhaft verkauft, und der alte Nyman ließ sich in demselben Hause nieder, in dem in Stockholm sein Sohn wohnte. Als sie einzogen, nahm der Alte seine Frau auf den Schooß und sagte:

Länger ging es nicht, Mama, vielleicht allzulange, aber nun wollen wir auch endlich voll und ganz uns selbst und dem Kinde leben, für die kurze Zeit, die uns noch übrig bleibt.

Aber es war zu merkwürdig; die beiden Alten, die sich so innig liebten, hatten einander so gut wie nichts zu sagen. Das ganze Leben hindurch hatten ihre Gespräche bei den Mahlzeiten und während der kurzen Ruhepausen sich nur um die Fabrik gedreht, den Wollmarkt und die Arbeiter. Nun war es zu spät, um mit etwas anderem zu beginnen; das Enkelkind war wohl da, aber das war auch alles.

Plötzlich machte Großpapa eine Reise; niemand wußte wohin; aber Werkmeisters Junge draußen an der alten Fabrik hatte eines Morgens auf der Straße einen Wagen halten sehen und bemerkt, wie der alte Fabrikant, der viel älter und weißhaariger geworden war, als da er fortzog, sich an das Gitter nach der Fabrikgasse lehnte. Und als

die Fabrikpfeife um ſechs Uhr die Arbeiter herbeirief, hatte der alte Fabrikant zuerſt den Hut abgenommen, wie es alte Bauern zu thun pflegen, wenn ſie die Glocken läuten hören, und dann war er in Thränen ausgebrochen . . . . . .

Eines Abends einige Tage ſpäter ſaß Großpapa ſo unbegreiflich ſtill, als der kleine Andreas, das Enkelkind, zum Beſuch kam und ſogleich in Großvaters Zimmer hineinſtürmte.

Großpapa ſchläft! flüſterte der Kleine, als er auf Zehſpitzen hinausgeſchlichen kam.

Als man aber nachſah, war es der Schlaf, aus dem man erſt über den Sternen erwacht.

Und der Sohn und der Schwiegerſohn und die Schwägerin eilten herbei und weinten mit der alten Mama, und Großvater wurde in's Bett gebracht zur Ruhe, zur richtigen Ruhe.

Nein, ſieh, was iſt das für ein Papier, das er da vorgehabt hat, rief der Schwiegerſohn, als er auf den Schreibtiſch hinſah.

Es waren zwei Papiere: das eine ein höflicher Brief von dem jetzigen Beſitzer der Fabrik, der erklärte, daß er die Fabrik an Herrn Nyman nur mit einem Gewinn von fünfundſiebzigtauſend Kronen zurückverkaufen wollte; das zweite ein zierlich geſchriebener, einfacher, klarer und eingehender Plan des alten Großvaters zu einer neuen, großen, modernen und mit allen erſten techniſchen Hilfsmitteln der Gegenwart ausgeſtatteten Wollfabrik, die durch ihre Konkurrenz das Lebenswerk des alten Andreas Nyman zu Grunde richten ſollte.

Selma Lagerlöf

Selma Lagerlöf.

Erst zwei Werke, die zweibändige „Gösta Berlings Saga“ und einen Novellen-Band „Unsichtbare Fesseln“ hat die junge Verfasserin veröffentlicht, und doch wird ihr Name schon zu den ersten in Schweden gerechnet, und giebt es nur eine Stimme darüber, daß das Land der Wälder eine neue, hochbegabte Dichterin besitzt.

Die neueste schwedische Litteratur ist nicht arm an phantasiereichen Dichtern. Aber dennoch erregte die „Gösta Berlings Saga“ hauptsächlich durch ihren Phantasiereichtum Aufsehen. Selma Lagerlöf kümmert sich wenig darum, ob das, was sie darstellt, der Wirklichkeitswelt entspricht, „der Leser soll zusehen, wie er ihre Riesenbienen der Phantasie in den kleinen Bienenstock der Wirklichkeit hineinbringt“, aber ihre Werke besitzen eine solche Stärke und Fülle der Einbildungskraft, daß es ihr meist gelingt vor dem Leser ihre Traumwelt kräftig, plastisch und farbenreich genug hinzustellen, um sie als ein abgeschlossenes Ganzes, als eine dichterische Wirklichkeit vor ihm erscheinen zu lassen. Er vermag nicht früher Parallelen mit der Lebens-Wirklichkeit zu ziehen, als bis die Dichterin ihn aus ihrem Zauberbann entläßt.

Welch ein Reichtum an Farben und Stimmungen! Welch eine Überfülle an tief und groß erfaßten Lebensschicksalen, welch erschütternde Seelenkämpfe! Das Bild einer großen, weiten, freien und doch so ernsten, lebensabgeklärten Gedankenwelt und eines warmen, innigen und reinen Gefühlslebens weht uns aus ihnen entgegen.

Zwei Ideen bilden die Grundlage der Weltanschauung der Verfasserin: der überzeugte Glaube an einen alles lenkenden Gott, daran, daß alles, was geschieht, auch zu einem höheren Zwecke geschieht und

einem bestimmten Ziele entgegenführt, und die Überzeugung von dem glückbereitenden Einfluß der opferfreudigen, selbstlosen Liebe.

Die Freude ist ihr ein notwendiges Gut für die Menschenkinder; aber das große Lebensrätsel ist die Frage, wie man froh und zugleich gut sein kann. Und Selma Lagerlöf glaubt diese Lösung gefunden zu haben: dadurch, daß einem das Auge aufgeht für die beseligende Macht der opferfreudigen Liebe, daß man selbst aus tiefer Seelenerkenntnis, als Lebensresultat, zu einer solchen selbstlosen, werkthätigen Liebe gelangt und sie, wenn möglich, nicht einsam, sondern in freudigem Zusammenstreben mit einem andern gleichgesinnten Wesen ausübt.

Verzehrender Haß, egoistische Eitelkeit, stachelnde Sinnlichkeit werden in grellen, blendenden Farben von der Dichterin gemalt — und dann gezeigt, wie diese Leidenschaften die Menschen tiefer und tiefer in das zerfolternde Seelenelend hineintreiben, bis ihnen die Wunderthätigkeit selbstloser Liebe offenbar wird, oder sie den Glauben an die alles lenkende Macht Gottes bekommen und so sie selbst in die Reihen der guten und frohen, der wahrhaft glücklichen Menschen eintreten. Ein versöhnender Ausklang, ein tiefüberzeugter Glaube an das Gute und das Schöne, ein aus dem Herzen stammender Idealismus lagert über ihren Dichtungen.

Selma Lagerlöf ist keine Anhängerin des l'art pour l'art. So sehr sie auch für sich das Recht in Anspruch nimmt, nur ihrer Phantasie zu folgen und so sehr sie derselben die Zügel schießen läßt, ihre ganze Lebensanschauung bleibt eine moralische, eine ethisch ziel- und zweckbewußte. Das leuchtet mit warmem, mildem Glanze durch ihre phantastischen Phantasiebilder hindurch, das hebt sich so klar heraus, daß ihre Werke fast etwas Lehrhaftes erhalten. Aber ihre Lehre ist groß und frei, sie ist keine verstandesgemäße, sondern eine gefühlte. Darum hat man auch nicht den Eindruck „religiösen" Dichtungen gegenüberzustehen, trotz ihrer tiefreligiösen Anschauung, sondern nur den Einblick zu gewinnen in die Phantasie- und Gefühlswelt eines religiösen Gemütes.

Die „Gösta-Berlings-Saga" ist auch in technischer Beziehung ein ungewöhnliches Buch: eine Sammlung kleiner sagenhafter, in sich abgeschlossener Erzählungen und doch eine Einheit wegen der sich hin-

durchziehenden Menschenschicksale und der erst aus dem Ganzen herausleuchtenden Idee. Es ist, wie ein Mosaik, bei dem jeder Stein ein Stück für sich ist, mit eigener Farbe und eigener Form und ganz für sich betrachtet werden kann, bei dem ein flüchtiger Überblick über einige Steine den Eindruck eines Chaos hervorruft, Anfänge ohne Abschluß, ein Kreuz und Quer, das man nicht zu enträtseln vermag. Aber wenn dann allmählich das ganze Bild vor einem enthüllt wird, dann steht man bewundernd vor dem feinen Zusammenklang der Farben, vor dem zweckvollen Ineinandergreifen der einzelnen Steine, vor den schönheitsreichen Formen, die sich da ineinanderfügen, vor der zusammenfließenden, großen und erhabenen Einheit des Ganzen.

Ihr Stil ist farben- und stimmungsreich, aber, namentlich in der Gösta Berlings Sage, bisweilen etwas schwerfällig und gesucht und durch rein rhetorisch wirkende Wiederholungen schwülstig, während er stellenweise auch schlicht, einfach, knapp und klar werden kann, wie ein altes Volkslied. Ihre Charakteristik ist der schwächste Punkt in ihrem Schaffen, sie ist oft unsicher und sprunghaft, es bleibt eine unausgefüllte Lücke zwischen dem, was die Personen offenbar sein sollen, und dem, was sie sind, die Entstehung ihrer Entschlüsse und Handlungen liegt bisweilen in nebelhaftem Dunkel, sodaß dieselben fast spukhaft wirken, aber dann öffnet ein Wort plötzlich solche Herzenstiefen, dann liegt in einer That mit einem Male eine geheimnisvolle Menschenseele so grausam nackt vor uns da, daß uns fast ein Schauder überläuft. Und in dem Bande mit Einzelnovellen „Unsichtbare Fesseln" hat sich diese Fähigkeit noch vertieft, die Menschenschicksale und Menschenseelen, die hier vor uns enthüllt werden, sind noch mehr aus eigener Empfindungswelt herausgeschrieben, sie haben daher, trotzdem auch hier die Phantasie frei und mutig ihre Schwingen entfaltet hat, mehr modernmenschliche Lebenswirklichkeit. Außerdem aber hat sich hier der groteske, schalkhafte Humor, der schon in der Gösta-Berlings-Saga bisweilen wie ein Koboldlachen hinter dem Zauberstein spukhaft in das düstere Waldesdunkel der ernsten Menschensage hineintönte, kräftig entfaltet und sich mit einer feinen, sinnigen Satire gesellt.

"He thinks he's thinking!"—

"He's more kinds of a d-f—
than any man I ever saw!"—
Col. Halloway. U.S. Consul Gen'l
Russia

Die Legende vom Vogelneſt.*)

Von Selma Lagerlöf.

Der Eremit Hatto ſtand in der Einöde und betete zu Gott. Es war Sturm, und ſein langer Bart und ſeine verfilzten Haare umflatterten ihn, wie die windzerzauſten Grasbüſchel auf der Krone einer alten Ruine. Dennoch ſtrich er das Haar nicht aus den Augen oder ſteckte den Bart in den Gürtel, denn er hielt ſeine Arme zum Gebet erhoben. Schon vor Sonnenaufgang hatte er ſeine verſchrumpelten, haarigen Arme zum Himmel emporgehoben, ebenſo unermüdlich, wie ein Baum ſeine Zweige dort hinaufſtreckt, und er beabſichtigte ſo bis zum Abend ſtehen zu bleiben. Denn er hatte um eine große Sache zu bitten.

Er war ein Mann, der vieles durch die Bosheit der Welt erduldet hatte. Er ſelbſt hatte auch verfolgt und geplagt, und Verfolgungen und Plagen von andern waren mehr auf ſein Teil gekommen, als ſein Herz ertragen konnte. Da zog er hinaus auf die große Heide, grub ſich am Flußufer eine Höhle und wurde ein heiliger Mann, deſſen Bitten an Gottes Thron erhört wurden.

Der Eremit Hatto ſtand am Flußufer draußen vor ſeiner Höhle und ſprach das große Gebet ſeines Lebens.

*) Auf Wunſch der Verfaſſerin.

Er bat Gott, derſelbe möchte den Tag des Gerichtes über dieſe böſe Welt hereinbrechen laſſen. Er rief nach den poſaunenblaſenden Engeln, die den Schluß der Gewaltherrſchaft der Sünde verkündigen ſollten. Er rief nach den Wogen des Blutmeers, das die Ungerechten ertränken ſollte. Er ſchrie nach der Peſt, die die Kirchhöfe mit Bergen von Leichen füllen ſollte.

Rings um ihn war öde Heide. Aber ein kleines Stück weiter hinauf am Flußufer ſtand ein alter Weidenbaum mit kurzem Stamm, der oben zu einem großen kopfartigen Knollen anſchwoll, von dem aus neue, friſchgrüne Zweigbüſchel auswuchſen. Jeden Herbſt wurde er dieſer friſchen Jahresſchößlinge durch die Bewohner der brennholzarmen Gegend beraubt. Jeden Frühling ſandte der Baum neue, geſchmeidige Schößlinge aus, und an ſtürmiſchen Tagen ſah man ſie flattern und hin und herſchwingen, gleichwie Haar und Bart den Eremiten Hatto umflatterten.

Das Bachſtelzenpaar, das ſein Neſt hoch oben auf dem Stamm der Weide, mitten in den herausſprießenden Zweigen zu bauen pflegte, hatte gerade an dieſem Tage mit ſeinem Bauunternehmen zu beginnen verſucht. Aber unter den heftigpeitſchenden Zweigen fanden die Vögel keine Ruhe. Sie kamen mit Binſenhalmen und Wurzelfaſern und überwinterten Grashalmen angeflogen, aber ſie mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Gerade da bemerkten ſie den alten Hatto, der Gott anrief, daß der Sturm noch ſiebenmal heftiger werden möchte, auf daß das Neſt der Vögelchen fortgefegt und das Adlerneſt verwüſtet würde.

Natürlich kann jetzt kein Lebender begreifen, wie mit Moos bewachſen und vertrocknet und verſchrumpelt und

braun und menschenunähnlich ein solch alter Heidebewohner aussehen konnte. Seine Haut saß so straff auf der Stirn und den Backen, daß er fast einem Totenschädel glich, und man sah nur an etwas Kleinem, Glänzenden in der Tiefe der Augenhöhlen, daß noch Leben in ihm war. Und die verkürzten Muskeln des Körpers gaben ihm keine Rundung, sondern der emporgestreckte bloße Arm bestand nur aus einigen dünnen Schienbeinen, die mit verschrumpelter, hartgewordener, borkartiger Haut bekleidet waren. Er trug einen alten, festanschließenden, schwarzen Mantel. Er war von der Sonne braunverbrannt und schwarz von Schmutz. Nur sein Haar und Bart waren hell, infolge der Wirkung von Regen und Sonnenschein, sodaß sie dieselbe grüngraue Farbe bekommen hatten, wie die untere Seite der Weidenblätter.

Die Vögel, die umherflogen und einen Nestplatz suchten, hielten den Eremiten Hatto für eine zweite alte Weide, die in ihrem Himmelsstreben durch die Axt gehemmt war und der früheren so ähnlich sah. Sie umkreisten ihn viele Male, flogen fort und kamen wieder, merkten sich den Weg zu ihm, berechneten seine Lage in Hinsicht auf Raubvögel und Stürme, fanden ihn zwar recht unvorteilhaft, aber entschlossen sich doch für ihn, wegen der Nähe des Flusses und der Grasbüschel zum Vorratshaus und Materialspeicher. Einer von ihnen schoß pfeilschnell in seine ausgestreckte Hand hinab und legte dort seine Wurzelfaser nieder.

Es war eine Pause im Sturm eingetreten, sodaß die Wurzelfaser nicht sogleich aus der Hand fortgerissen wurde; aber in dem Gebet des Eremiten trat keine Pause ein.

„Möchte der Herr bald kommen und diese Welt des Verderbens vernichten, sodaß die Menschen nicht noch mehr

Sünde auf ſich zu ſammeln vermögen! Möchte er die Ungeborenen von dem Leben erlöſen! Für die Lebenden giebt es keine andere Rettung.“

Da begann der Sturm wieder, und die kleine Wurzelfaſer flatterte aus der großen, knotigen Hand des Eremiten fort. Aber die Vögel kamen wieder und verſuchten die Grundpfeiler des neuen Heims keilartig zwiſchen die Finger hineinzutreiben. Plötzlich legte ſich ein plumper und ſchmutziger Daumen über die Halme und hielt ſie feſt, und vier Finger wölbten ſich über der Handfläche, ſodaß eine ſtille Niſche entſtand, in der man bauen konnte. Aber der Eremit fuhr in ſeinem Gebete fort.

„Herr, wo ſind die Feuerwolken, die Sodom vernichteten? Wann öffneſt du die Quellen des Himmels, die die Arche bis zum Gipfel des Ararat emporhoben? Iſt der Kelch deiner Geduld noch nicht erſchöpft und die Schalen deiner Gnade leer? Herr, wann kommſt du aus deinem berſtenden Himmel?“

Und dem Eremiten Hatto erſchienen Fieberphantaſieen vom Tage des Gerichts. Das Feld erbebte und der Himmel glühte. Unter dem roten Schein ſah er ſchwarze Wolken fliegender Vögel, die über das Feld dahinſtürmten, und eine Schaar brüllend und ſchreiend flüchtender Tiere. Aber gleichzeitig während ſeine Seele von dieſen Feuererſcheinungen erfüllt war, begann ſein Auge dem Flug der kleinen Vögel zu folgen, die blitzſchnell hervorſchoſſen und wieder zurück und mit einem kleinen Piep der Befriedigung einen neuen Halm in das Neſt trugen.

Der Alte dachte nicht daran, ſich zu rühren. Er hatte das Gelübde gethan, den ganzen Tag mit emporgeſtreckten

Händen auf derſelben Stelle zu ſtehen und zu beten, um auf dieſe Weiſe den Herrn zur Erhörung zu zwingen. Je ermatteter ſein Körper wurde, deſto lebhaftere Erſcheinungen erfüllten ſein Hirn. Er hörte die Mauern der Städte zuſammenſtürzen und die Menſchenwohnungen berſten. Schreiende, ſchreckerfüllte Menſchenhaufen raſten an ihm vorbei, und hinter ihnen jagten die Engel der Rache und Vernichtung her, hohe Geſtalten mit ſtrengen, ſchönen Geſichtern, die ſilberne Rüſtungen trugen, auf ſchwarzen Pferden ritten und Geißeln ſchwangen, die aus weißen Blitzen geflochten waren.

Die kleinen Bachſtelzen bauten und zimmerten fleißig den ganzen Tag hindurch und die Arbeit machte große Fortſchritte. Auf der hügeligen Heide mit ihrem harten Graſe und an dieſem Fluß mit ſeinem Schilf und ſeinen Binſen war kein Mangel an Baumaterial. Sie hatten weder Zeit zur Mittagsruhe noch zur Abendmuße. Glühend vor Eifer und Vergnügen fuhren ſie auf und ab, und bevor der Abend kam, waren ſie nahezu beim Dachfirſt.

Aber bevor der Abend kam, hatte auch der Eremit immer mehr ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet. Er verfolgte ſie auf ihrem Fluge, er ſchimpfte auf ſie, wenn ſie ſich dumm benahmen, er ärgerte ſich, wenn der Wind ihnen Schaden that, und ertrug es am wenigſten von allem, daß ſie ſich ruhten.

Da ſank die Sonne, und die Vögel gingen auf ihren bekannten Schlafplätzen mitten im Schilf zur Ruhe.

Wer am Abend über die Heide hingeht, muß ſich niederbeugen, ſodaß ſein Geſicht in gleiche Höhe mit den Grashügelchen kommt, und er wird ein wunderbares Bild ſich

gegen den lichten Westen abzeichnen sehen. Eulen mit großen, runden Schwingen jagen über das Feld daher, unsichtbar für denjenigen, der aufrecht steht. Nattern ringeln sich hervor, schnell und geschmeidig, die schmalen Köpfe auf schwanartig gebogenen Hälsen emporgehoben. Große Kröten kriechen träge weiter, Hasen und Ratten fliehen vor dem Raubtier, und der Fuchs springt hinter einer Fledermaus her, die Mücken über den Fluß jagt. Es ist, als wenn jeder Grashügel Leben bekommen hätte. Aber während all' dessen schlafen die Vögelchen auf den sich wiegenden Schilfhalmen, sicher vor allem Bösen auf diesen Ruheplätzen, die kein Feind erreichen kann, ohne daß das Wasser platschte oder das Schilf rauschte und sie erweckte.

Als der Morgen kam, glaubten die Bachstelzen zuerst, die Ereignisse vom gestrigen Tage wären ein schöner Traum gewesen.

Sie hatten die Richtung festgestellt und flogen gerade auf ihr Nest zu, aber es war fort. Sie jagten suchend auf die Heide hinaus und stiegen gerade in die Luft empor, um darnach auszuspähen. Aber es war keine Spur von einem Nest oder Baum zu sehen. Schließlich setzten sie sich auf ein paar Steine am Flußufer und sannen. Sie wippten mit dem langen Schweif und drehten den Kopf. Wo war Baum und Nest geblieben?

Aber kaum war die Sonne handbreit über dem Waldsaum am andern Flußufer emporgestiegen, so kam ihr Baum dahergewandert und stellte sich auf denselben Platz, den er am Tage vorher eingenommen hatte, auf. Er war ebenso schwarz und knochig, wie damals, und trug ihr Nest auf der Spitze von etwas, was ein trockener, emporstehender Zweig sein mußte.

Da begannen die Bachstelzen wieder zu bauen, ohne weiter über die vielen Wunder der Natur nachzugrübeln.

Der Eremit Hatto, der die kleinen Kinder von seiner Höhle fortjagte, indem er zu ihnen sagte, es wäre am besten für sie, wenn sie niemals den Tag gesehen hätten, der voll Wut hinausstürzte, um über die frohen, jungen Leute Flüche hinauszuschleudern, die in bewimpelten Booten den Fluß hinaufgerudert kamen; er, vor dessen wilden Augen die Schäfer der Heide ihre Herden bewachten, kehrte nicht um der Vöglein willen ans Flußufer zurück. Aber er wußte, daß nicht nur jeder Buchstabe in den heiligen Büchern seine verborgene mystische Bedeutung hat, sondern auch alles, was Gott draußen in der Natur geschehen läßt. Nun hatte er herausgefunden, was es bedeuten konnte, daß die Bachstelzen in seiner Hand ihr Nest bauten. Gott wollte, er sollte dort mit emporgehobenen Armen betend stehen bleiben, bis diese Vögel ihre Jungen herangezogen hätten, und vermöchte er dies, dann würde er wohl erhört werden.

Aber an diesem Tage sah er noch schlimmere Visionen des letzten Gerichtstages. Und dafür verfolgte er noch eifriger die Vögel mit seinen Blicken. Er sah, daß das Nest bald vollendet sein würde. Die kleinen Baumeister flatterten um dasselbe herum und besichtigten es. Sie holten einige kleine Moosflechten von der wirklichen Weide und klebten sie oben fest; das sollte die Stelle des Bewurfs oder des Anstrichs vertreten. Sie holten das feinste Wollgras, und das Bachstelzenweibchen nahm Daunen von seiner eigenen Brust und bekleidete das Nest inwendig; das war die Einrichtung und Möblierung.

Bauern, die fürchteten, die Gebete des Heidebewohners

könnten vor Gottes Thron verderbliche Macht besitzen pflegten ihm Brot und Milch zu bringen, um seinen Zorn zu besänftigen. So kamen sie auch jetzt und fanden ihn unbeweglich stehen, mit dem Vogelneste in seiner Hand.

„Seht, wie der fromme Mann die kleinen Tiere liebt,“ sagten sie und fürchteten sich nicht mehr vor ihm, sondern hoben den Milchtopf zu seinem Munde empor und steckten ihm das Brot zwischen die Lippen. Als er gegessen und getrunken hatte, trieb er die Menschen mit bösen Worten fort, aber nun lachten sie nur über seine Flüche.

Sein Körper war seit langer Zeit der Diener seines Willens geworden. Mit Hunger und Schlägen, mit tagelangem Knieen und wochenlangem Wachen hatte er ihn Gehorsam gelehrt. Nun hielten eisenharte Muskeln seine Arme Tage und Wochen lang emporgestreckt, und als das Bachstelzenweibchen auf den Eiern saß, und nicht mehr das Nest verließ, suchte er seine Höhle auch während der Nacht nicht auf. Er lernte es, im Sitzen zu schlafen, mit emporgestreckten Armen. Unter den Freunden der Wüste giebt es solche, die noch größere Dinge vermögen.

Er gewöhnte sich an die beiden kleinen, unruhigen Vogelaugen, die über den Rand des Nestes zu ihm herabblickten. Er achtete auf Regen und Hagel und schützte das Nest, so gut er konnte.

Da giebt das Weibchen eines Tages seine Wache auf. Beide Bachstelzen sitzen auf dem Rande des Nestes, wippen mit dem Schweif und beratschlagen und sehen herzlich zufrieden aus, obgleich das ganze Nest von ängstlichem Piepen erfüllt zu sein scheint. Nach einer kleinen Weile fliegen sie in wildester Mückenjagd davon.

Dann werden Mücken auf Mücken gefangen und heimgetragen zu dem, was gerade am schlimmsten piepst. Der fromme Mann wird durch dieses Piepsen in seinen Gebeten gestört.

Und langsam, langsam sinkt sein Arm auf Glieder herab, die fast die Fähigkeit verloren haben, sich zu rühren, und seine kleinen Feueraugen starren in das Nest hinein.

Niemals hatte er etwas so hilflos Häßliches und Elendes gesehen: kleine, nackte Körper mit einigen dünnen Daunen, keine Augen, keine Flugkraft; eigentlich nur sechs große, schnappende Mäuler.

Das kam ihm so wunderlich vor, aber sie gefielen ihm gerade so, wie sie waren. Ihren Vater und ihre Mutter hatte er niemals von dem großen Untergange ausgenommen, aber als er nun wieder Gott anrief, um von ihm die Erlösung der Welt durch Zerstörung zu begehren, machte er eine stumme Ausnahme für die sechs Wehrlosen.

Als die Bauernfrauen ihm nun Essen brachten, dankte er ihnen nicht damit, ihnen den Untergang zu wünschen. Da er für die Kleinen dort oben notwendig war, war er froh, daß sie ihn nicht verhungern ließen.

Bald begannen sechs runde Köpfchen sich während des ganzen Tages über den Rand des Nestes zu strecken. Der Arm des alten Hatto sank immer öfter zu seinen Augen herab. Er sah die Federn aus der roten Brust hervorsiehen, die Augen sich öffnen, die Körperformen sich abrunden. Glückliche Erben der Schönheit, die die Natur den luftdurcheilenden Tieren geschenkt hat, entwickelten sie sich bald in ihrer Pracht.

Und während all' dieser Vorgänge strömten die Gebete

um die große Vernichtung immer zaghafter von den Lippen des alten Hatto. Er meinte, Gottes Verheißung zu beſitzen, daß ſie eintreten würde, wenn die jungen Vögelchen flügge geworden. Nun ſtand er und ſuchte gleichſam eine Ausflucht vor Gott Vater. Denn dieſe ſechs Kleinen, die er gehegt und beſchirmt hatte, konnte er nicht opfern.

Das war früher etwas Anderes, als er nichts hatte, was ſein eigen war. Die Liebe zu den Kleinen und Wehrloſen, die es die Aufgabe jedes kleinen Kindes geworden iſt, die großen, gefährlichen Menſchen zu lehren, überkam ihn und machte ihn zweifelhaft.

Er wollte bisweilen das ganze Neſt in den Fluß ſchleudern, denn er meinte, die hätten es gut, die ohne Trauer und Sünde ſterben könnten. Sollte er die Kleinen nicht vor Raubtieren und Kälte, vor Hunger und den mannigfachen Heimſuchungen des Lebens bewahren dürfen? Aber als er ſo dachte, kam der Sperber gerade auf das Neſt herabgeſauſt, um die Jungen umzubringen. Da ergriff Hatto den Frechen mit ſeiner linken Hand, ſchwang ihn über ſeinem Kopfe herum und ſchleuderte ihn mit der Kraft des Zornes hinaus in den Fluß.

Der Tag kam, da die Kleinen flügge waren. Eine von den Bachſtelzen arbeitete drinnen im Neſte, um die Jungen auf den Rand hinauszuſtoßen, während die andere herumflog und ihnen zeigte, wie es ſich machen ließ, wenn ſie nur den Verſuch wagten. Und als die Jungen eigenſinnig dabei beharrten, ängſtlich zu ſein, flogen die beiden Erwachſenen davon und zeigten ihnen ihre allerſchönſten Flugkünſte. Mit den Schwingen auffahrend, flogen ſie in ungleichen Krümmungen dahin, oder ſtiegen auch gerade

empor, wie Lerchen, oder hielten sich ruhig, mit heftig wehenden Schwingen, in der Luft.

Da aber die Jungen noch immer eigensinnig bleiben, kann es der Eremit Hatto nicht unterlassen, sich in die Sache einzumischen. Er giebt ihnen einen behutsamen Stoß mit dem Finger, und dann ist alles entschieden. Hinaus fliegen sie, flatternd und unsicher, die Luft wie Fledermäuse peitschend, sinken, aber erheben sich wieder, begreifen, worin die Kunst besteht und wenden sie an, um so bald wie möglich das Nest wieder zu erreichen. Die Eltern kommen, stolz und jubelnd, wieder zu ihnen herab, und der alte Hatto lächelt.

Er hat in jedem Fall das Hauptsächlichste dabei gethan.

Er grübelte nun im Ernst darüber, ob es für den Herrn keinen Ausweg geben könnte.

Vielleicht, wenn man alles in Betracht zog, hielt Gott Vater diese Erde auf seiner rechten Hand wie ein großes Vogelnest, und vielleicht war er dahin gekommen, Liebe zu hegen zu all denen, die darauf bauen und wohnen, zu allen wehrlosen Kindern der Erde. Vielleicht erbarmte er sich ihrer, die er verheißen hatte, zu vernichten, wie sich der Heidebewohner der jungen Vögelchen erbarmte.

Sicherlich waren die Vögel des Eremiten viel besser, als die Menschen des Herrgotts, aber er begriff wohl, daß Gott Vater doch Herz für sie hatte.

Am nächsten Tage stand das Vogelnest leer, und die Bitterkeit der Einsamkeit lagerte sich über den Eremiten. Langsam sank sein Arm seitwärts nieder, und es war ihm, als wenn die ganze Natur den Atem anhielt, um auf das

Schmettern der Posaunen des jüngsten Gerichtes zu lauschen. Aber in demselben Augenblick kamen alle Bachstelzen wieder und setzten sich auf seinen Kopf und seine Schultern, denn sie hatten vor ihm ja keine Furcht. Da fuhr ein Lichtstrahl durch das verwirrte Hirn des alten Hatto. Er hatte ja den Arm gesenkt, ihn jeden Tag gesenkt, um die Vögel zu betrachten.

Und während er da mit all den sechs Jungen, die ihn umflatterten und umspielten, stand, nickte er zufrieden jemand zu, den er nicht sah.

„Du entschlüpfst," sagte er, „du entschlüpfst. Ich habe mein Wort nicht gehalten, da brauchst du das deinige auch nicht zu halten."

Und es war ihm, als wenn der Boden zu zittern aufhörte und als wenn der Fluß sich in seinem Bette zu gemächlicher Ruhe niederlegte.

Sophie Elkan
(syrinten Rust Roest)

Sophie Elkan (Pseudonym: Rust-Roest).

In den Werken der Gothländerin Sophie Elkan, die unter dem Pseudonym Rust Roest (ein vlämisches Sprichwort, das soviel, wie „Ruhe rostet" bedeutet) schreibt, umfängt uns eine schlichte Wirklichkeitswelt. Hier treffen wir auf keine weltumstürzenden Ideen, keine Phantastik und Mystik, keine an das Seziermesser erinnernde, zerfaserne Seelenanalyse, auch nicht auf wilde, schrankendurchbrechende Leidenschaften. Es ist keine „große" Kunst, die ihre Novellen und Romane erfüllt, aber echte Kunst, die das Innerste und Feinste in unserm Empfinden in Schwingung versetzt.

Das Gebiet dessen, was sie darstellt, ist nur beschränkt. Man könnte sie fast eine Spezialistin nennen, aber auf diesem ihrem Gebiet hat sie es zu einer Abgeklärtheit und künstlerischen Vollendung gebracht, die bei den schriftstellernden Frauen zu den seltenen Ausnahmen gehört.

Sophie Elkan erzählt uns von ernsten, tiefempfindenden, vornehm denkenden Menschen, deren warme Seelen tief erfüllt sind von jener großen, stillen und innigen Liebe, die ein Menschenleben so reich machen kann. Aber sie kommen nicht zum Genuß des Liebesglückes, da das Schicksal sich grausam zwischen die Liebenden stellt und sie trennt, sei es als unerbittlicher Tod, sei es, weil andere, durch Pflichtgebot unauflösliche Bande dazwischen stehen. Oder wenn sie sich vereinigen, dann geschieht es ernst und resigniert auf den Trümmern begrabener Illusionen. Aber auch der, der einsam auf den Ruinen seiner Liebes- und Glückshoffnungen stehen bleibt, verzweifelt bei ihr nicht, sondern rafft sich in wehmutvoller Entsagung empor, um das Leben weiter zu tragen in stiller Pflichterfüllung oder im Mitgenuß der Freude Anderer.

„Was mir geholfen", sagt die ernste, gemütstiefe Esther in dem Roman „Reiche Mädchen", „ist der Glaube daran, daß man sich zwei Krücken retten muß: die Resignation und die Arbeit. Resignation für sich selbst und Arbeit für Andere. Für sich selbst giebt es nichts Anderes, was die Angst so betäubt, wie die Arbeit, der wir uns widmen, das heißt die Menschenliebe."

Und in der Erzählung „Einsam" läßt sie die um den Tod des Mannes und Kindes trauernde Witwe Ruhe und neues Glück finden in dem Ehe- und Elternglück einer andern Familie.

Diese traurigen Lebensschicksale stellt Sophie Elkan mit keiner Spur von Deklamation oder Sentimentalität dar. Es ist, als wäre sie eine stumme, aber innig mitfühlende Zuschauerin bei diesen stillen Lebenstragödien gewesen, in denen das Schicksal so brutal über Menschengefühle und Menschenglück dahinrollt, und erzählte davon in schlichter Weise, mit einem wehmütigen Lächeln um den Mund und mit weiten, starrenden, aber thränenleeren Augen. Bisweilen, wie in den Erzählungen „Es fällt ein Stern" oder „Indiansommer" ahnt der eine Teil nicht einmal, welch' tiefes Weh er dem andern bereitet, wenn er ihm von Zukunftsträumen erzählt, die die Glückshoffnungen des andern zerschmettern. So still vollziehen sich bei Sophie Elkan die Lebensschicksale, und doch glüht's in ihren Werken von so unendlich volltönenden Herzensempfindungen.

Und dabei prägt sich dem Leser sofort aus ihren Arbeiten der Eindruck ein, daß man es bei ihr fast nur mit edeldenkenden, tiefempfindenden, geistig und seelisch hochstehenden, mit einem Worte mit wahrhaft vornehmen Menschen zu thun hat, daß in der Verfasserin selbst eine so vornehme Seele wohnen muß, um es ihr möglich zu machen, solche Charaktere so ohne alle Schönrednerei, wahr, schlicht und lebensvoll vor uns erstehen zu lassen. Und dieser Eindruck wird noch stärker durch die aufrichtige, herzenswarme Toleranz, die aus ihrer Weltanschauung spricht und die die Ursache ist, daß sie kleinliche, niedrig und unfeindenkende Menschen, wenn sie dieselben des Kontrastes wegen braucht, nur mit einem leichten, halb ironischen, halb satirischen Lächeln betrachtet und darstellt.

In ihren beiden großen Romanen „Reiche Mädchen" und

„Säfve Kurt & Co." hat sie sich eine etwas weitergehende Aufgabe gestellt, als in ihren Novellensammlungen „Mit dem Dämpfer" und „Dur und Moll". In ihnen wollte sie Gesellschaftprobleme behandeln.

Mit einem leichten Anflug wehmütiger Satire zeigt sie in „Reiche Mädchen" das traurige Glück, das denselben nur zu oft beschieden ist. Gehen sie mit all' jenen Illusionen in's Leben hinaus, die bei ihnen ja so natürlich sind, dann werden sie bitter enttäuscht, wie die lebensfrohe Harriet in ihrer Ehe mit einem Gatten, der sie zumeist des Geldes wegen geheiratet hat. Oder wenn der Reichtum ihnen Mißtrauen und Zweifel an sich selbst und den Menschen in's Herz gesenkt hatte, dann vernichten sie durch diesen ihr Lebensglück. (Martha). Aber die vornehme Anschauungsweise Sophie Elkan's zeigt sich auch hier besonders deutlich, wenn sie in der Geldehe den Mann als einen zwar in engherzig altmodischen Anschauungen befangenen und daher mit der freidenkenden und freiempfindenden Frau nicht harmonierenden Menschen, aber doch als durchaus vornehmen Charakter darstellt, der schließlich, trotz aller Gegensätze und trotz seiner Herzenskälte, für seine Frau eine wirkliche Zuneigung hegt. Und über dem Schicksal der sich nach ihrem Liebesgram philantropischen Aufgaben zuwendenden Martha lagert jener angstvolle Gedanke von der Verantwortlichkeit des Menschen für sein Thun, der wieder und wieder aus Sophie Elkan's Werken hervorleuchtet und der ihr auch bei ihrem künstlerischen Schaffen immer als Richtschnur dient.

Auch ihr zweiter Roman gipfelt in einer Spitze gegen den Reichtum, nur daß sie diesmal in stärkerer, satirischer Farbengebung die geistlose Jagd nach Prachtentfaltung, das nüchterne Trachten nach Gewinn, die seelische Kleinlichkeit und geistige Armut darstellt, die nur zu oft mit dem Reichtum verbunden ist oder gar durch ihn hervorgerufen wird, und ihr die Gemütstiefe und Geistesgröße wahrhaft vornehmer Naturen gegenüberstellt.

In der Gesellschaftssatire steht die Verfasserin, trotz vieler feiner Detailmalerei, nicht auf der Höhe ihres künstlerischen Könnens, um so mehr aber dort, wo sie die Seelengegensätze herausarbeitet und ihr wehmütiges Lied vom zerbrochenen Menschenglück ertönt, wenn die

Künſtlerin Wanda ſich von dem nüchternen, praktiſchen, aber herzenswarmen und willensſtarken Kaufmann Kurt losſagt.

Die weiblichen Charaktere herrſchen in ihren Arbeiten vor und in der Enthüllung ihrer Empfindungswelt offenbart ſich beſonders ihre reiche Erfahrung, ihr feines Verſtändnis und ihre künſtleriſche Geſtaltungskraft. Ihre Männer dagegen ſind mehr aus der Ferne geſehen und erhalten durch die ſtarke Hervorhebung ihres Gefühlslebens einen etwas weichen, faſt weiblichen Ton, nur in dem alten Dahl in „Reiche Mädchen“, dieſem rauhen, nüchternen, aber ſo empfindungsfähigen alten Manne iſt ihr ein aus dem vollen Leben geſchöpfter Charakter gelungen.

Zum Schluß noch einige Worte über die Technik der Verfaſſerin. Ihre Erzählungsweiſe zeichnet ſich beſonders durch ihre faſt dramatiſche Art aus. Sie läßt die Konflikte und Charaktere nicht aus Beſchreibungen, ſondern aus Dialogen emporwachſen und ruft gerade hierdurch den Eindruck ſchlichteſter Lebenswirklichkeit hervor.

Eine Geschichte ohne Namen.*)

Von Sophie Eltan (Ruft Roeft).

Ich hatte es mir in der einen Coupeeecke bequem gemacht. Gepäck hatte ich nicht viel bei mir, da ich nämlich nur eine Woche fortbleiben wollte, um einen Besuch bei meiner Schwiegermutter zu machen, die in Brüssel wohnte. Und Paris und Brüssel liegen ja nicht so weit von einander.

Vor mir saßen in dem Coupee bereits zwei Reisende, ein Herr und eine Dame — Mann und Frau, dachte ich zuerst, oder vielleicht Bruder und Schwester, aber nein, sie ähnelten sich nicht im geringsten. Er war ein hübscher, hochgewachsener Mann mit intelligenten Augen, eher brünett, als blond, aber entschieden kein Franzose. Sie sah aus, als wenn sie einige zwanzig Jahre alt wäre; sie war sehr blond, obwohl die Augen dunkel waren. Diese dunkeln Augen mit ihren langen, hellen Wimpern, welche gleich einem Schleier über den Augen lagen, und das blonde, ins Rötliche hinüberschimmernde Haar, sowie die bleiche, zarte Haut verliehen ihr ein eigentümliches Aussehen, das man nicht so leicht aus der Erinnerung verlor. Sie war nicht schön,

*) Auf Wunsch der Verfasserin.

hatte aber etwas Frisches und Flottes in ihrem ganzen Wesen und eine geschmeidige, jugendliche Anmut in allen ihren Bewegungen. Ich mußte an eine Dianastatue denken, die ich in Rom gesehen, als sie sich erhob, um den großen Rembrandthut ins Netz hinaufzulegen und eine kleine Reisemütze aus dunkelgrüner Seide aufzusetzen.

Ich hatte eine Nummer des Figaro vorgenommen und begann zu lesen. Ich fühlte, daß der fremde Herr mich einige Sekunden fixierte, als ich ihn plötzlich halblaut auf schwedisch sagen hörte:

„Unsere kleine Reisegefährtin sieht nett aus, eine richtige Französin; schade, daß ihr Mund so groß ist."

Er sprach schwedisch, meine Muttersprache! Mit einem Franzosen seit zehn Jahren verheiratet und in Paris wohnend, traf ich fast niemals Landsleute.

Ich wollte gerade sagen, daß ich schwedisch verstände — aber er hatte sich so ungeniert geäußert, daß wir alle drei verlegen geworden wären, wenn ich gesagt hätte, daß ich ihn verstanden hatte. Lieber warten —

Sie antwortete: „Ja, sie sieht flott aus, schade, daß ihr Mund so groß ist!"

„Und dann hat sie einen kleinen Fuß."

Sie sahen mich beim Reden nicht an. Hätte ich ihre Sprache nicht verstanden, wäre es mir unmöglich gewesen, zu erraten, daß sie von mir redeten. Ich hielt die Zeitung vor das Gesicht, um meine Röte zu verbergen.

„Hast du nicht das französische Sprichwort gehört: Man hat noch nie ein häßliches Frauenzimmer gesehen, das nicht eine kleine Hand oder einen kleinen Fuß hat?"

„Es ist gut, daß du das Sprichwort ins Schwedische

überſetzteſt, ſonſt würde ſie dir wegen des Wortes ‚häßlich‘ die Augen auskratzen!“

Nun konnte ich natürlich noch weniger ſagen, daß ich ſie verſtand. Doch wollte ich nicht weiter hören, was ſie ſagten. Allein meine Gedanken beſchäftigten ſich ſtändig mit ihnen. Ich konnte nicht darüber ins Klare kommen, in welchem Verhältnis ſie zu einander ſtanden. Es lag etwas Steifes und Gezwungenes in ihrer Haltung, welches jeden Zweifel daran benahm, daß ſie nicht Mann und Frau ſein konnten; waren ſie Bruder und Schweſter? Nein, das noch weniger, er war zu aufmerkſam, ſie zu zurückhaltend, als daß man es hätte annehmen können. Ein Liebespaar — das eher, aber keines, zwiſchen dem es ſchon zur Erklärung gekommen war. Sie ſaß und ſtarrte auf die vorbeiſauſende Landſchaft hinaus, er blickte ſie ununterbrochen an.

„Wie du Anna ähnlich biſt,“ ſagte er ſchließlich — „ähnlich und doch ſo unähnlich!“

„Ähnlich und doch ſo unähnlich,“ ſagte ſie, indem ſie ſich umwandte; es war, als wenn ihre Gedanken weit fort geweſen wären und ſie aus ihren Träumen durch ſeine Worte erweckt wäre.

„Die Züge ſind ähnlich, ſo ähnlich wie zwei Schweſtern einander nur ſein können, aber der Ausdruck iſt ſo unähnlich, ſo ganz unähnlich, beſonders wenn du mich anſiehſt — obgleich du es heute faſt gar nicht gethan haſt!“

„Na, das iſt doch natürlich, daß der Ausdruck einer Schwägerin, wenn ſie ihren Schwager anſieht, ein ganz anderer iſt, als der einer Frau, die ihren Mann anblickt.“

„Ja, das wäre auch zu viel verlangt, daß du mich

anſehen ſollteſt, wie es Anna thut, aber es iſt nicht nur das, es iſt noch vieles andere.“

Schwager und Schwägerin, na, dann konnte ich wohl ruhig ſein. Aber merkwürdig, ich konnte nicht an das denken, was ich las. Vielleicht kam es daher, daß ich meine Mutterſprache ſo lange nicht gehört hatte, denn blos weibliche Neugier war es wohl nicht.

„Ja, du fandeſt vom erſten Augenblick, daß wir einander ſo ähnlich wären; ich glaubte es nicht, aber man kann über Ähnlichkeiten ſelbſt ja nicht gut urteilen, und beſonders iſt es für mich ſchwer, die ich Anna ſeit ſechs Jahren nicht geſehen habe!“

„Ja, du reiſteſt ja ins Ausland, bevor ſie und ich uns kennen lernten und uns verlobten.“

„Und ſeitdem bin ich nicht mehr in Schweden geweſen. Zu eurer Hochzeit konnte ich ja nicht kommen, ich hätte dann meine Studien unterbrechen müſſen.“

„Ja, nnd nun biſt du fertig, haſt mit Glanz das Fegefeuer durchgemacht und reiſeſt mit mir heim, um bei uns auszuruhen und deine kleinen Neffen kennenzulernen!“

„Ach wie entzückend ſie auf dem Bilde ausſehen!“ Sie zog ein großes Medaillon vor, das ſie an einer dünnen Kette um den Hals trug.

„Haſt du das Bild in das Medaillon geſteckt, das ich dir neulich ſchenkte und trägſt es bei dir?“

„Ja. Wie Harald dir ähnelt!“

„Und Karl dir.“

„Du meinſt, deiner Frau.“

„Ja, natürlich meine ich Anna, aber das iſt dasſelbe. Und dann ſollſt du auch deine Schweſter näher kennen

lernen, die du nicht gesehen hast, seit sie ein achtzehnjähriges Mädchen war, und deinen Schwager, den du nicht länger kennst, als seit diesen sechs Wochen in Paris. Dann werde ich dir eine Anstellung an einer der Stockholmer höheren Töchterschulen als französische Lehrerin verschaffen."

„Ja, ich will selbständig werden, unabhängig."

„Selbständig, das bist du. Viel zu selbständig und unabhängig, meine ich. Was sollte es zum Beispiel bedeuten, daß du eben durchaus selbst dein Billet kaufen und dein Gepäck aufgeben mußtest? Geschah es, weil du meintest, mir Mühe zu bereiten, oder fürchtetest du, daß ich für dich bezahlen würde?"

„Ja, wer weiß?"

„Wenn du nach Hause kommst und bei uns wohnst, und das sollst du, auch wenn du eine Anstellung an der Schule hast, dann werden wir schon weiter über die Sache reden."

„Du meinst, du willst mich zwingen, von dir abhängig zu werden! Aber das will ich nicht. Ich versichere dich, daß ich mir selbst helfen kann. Ich werde es dir beweisen."

„Ach, das ist gar nicht nötig, das hast du mir während dieser Zeit schon zur Genüge gezeigt. Du bist das energischste, eigensinnigste und unberechenbarste Wesen, das ich jemals getroffen. Siehst du, nun sind wir richtig auf der Heimfahrt. Das ist die erste Station."

Der Zug hatte eine Minute in Compiègne gehalten.

„Wenn ich dir nur ein guter Reisegesellschafter sein könnte! Es ist wahr, Anna schrieb etwas davon in ihrem letzten Brief. Willst du es hören?"

„Ja."

Ihre Stimme klang ſo müde, ſo gezwungen, es war, als wenn ſie mit Gewalt eine Bewegung zu unterdrücken ſuchte, welche ſie zu überwältigen begann.

Der Zug ſauſte wieder weiter.

Er hatte einen Brief aus dem Porteſeuille hervorgeholt.

„Na, wo ſteht es denn? ‚Mein Geliebter, nimm dich in Acht, gehe nicht ohne Überrock aus. Die Pariſer Luft ſoll ſo gefährlich ſein‘ — Iſt die Pariſer Luft gefährlich, Marie?“

„Das weiß ich nicht.“

„Vielleicht hat ſie recht, daß ſie gefährlich iſt. Aber ich kann ſie damit tröſten, das ich mich nicht erkältet habe. Hier iſt es: ‚nimm Dich Mariens auf der Heimreiſe recht an; ich freue mich ſehr, ſie wiederzuſehen, möchte ſie nur nicht zu gelehrt geworden ſein, um ſich aus mir etwas zu machen. Ich bilde mir ein, daß ſie Dir ſehr bei Deinen Arbeiten helfen kann und daß ſie es gern thun wird. Wieviel Ihr in Muſeen, Theatern, Konzerten und Vorleſungen geweſen ſeid! Ich bin ſo froh darüber, daß Ihr Euch leiden mögt, und Du gut mit ihr auskommſt. Es war ein großes Glück, daß Du in derſelben Familie, wie ſie, Wohnung fandeſt, ſodaß Ihr ſoviel zuſammenſein konntet. Einen beſſeren Cicerone, als Marie, hätteſt Du gar nicht finden können, ſie iſt in Paris ja völlig wie zu Hauſe. Wie ſchade, daß ich von Karlchen nicht fort konnte und mit Dir reiſen‘.“

„Ja, das war ſchade,“ ſagte Marie leiſe.

„Ja, in gewiſſer Beziehung, aber weißt du, ich glaube nicht, daß ich die Hälfte von dem zu ſehen bekommen hätte, was ich jetzt geſehen habe, wenn Anna mitgeweſen wäre.

Sie hat so ganz andere Interessen. Sie würde sich in Paris am meisten für „Bon Marché“ und „Louvre“ interessiert haben, ja, versteh mich recht, nicht für das Museum, und das erfordert soviel Zeit, das weiß ich von unserem kleinen Ausflug nach Kopenhagen vor zwei Jahren.“

„Aber es ist deine Schuld, das du nicht dafür sorgst, daß sie andere Interessen bekommt. Ich kann natürlicherweise nicht darüber urteilen, wie sie ist; als ich von daheim fortreiste, war sie noch so unentwickelt.“

„Das ist sie auch jetzt noch. Was sie ist? Ja, eine ausgezeichnete kleine Mama für unsere Kleinen.“

„Und eine ausgezeichnete Frau für dich. Sie denkt ja an nichts anderes, als an dich nnd die Kinder.“

„Nein, an nichts anderes. Sie bemuttert uns, sie kocht mir meine Lieblingsgerichte zu Mittag, sie fürchtet, ich könnte mich erkälten, sie ist ungehener sorgsam und immer dieselbe; nichts überrascht an Anna, sie ist sich immer gleich, dieselbe gestern, wie heute, und dieselbe jetzt, wie in fünfzig Jahren, wenn sie so lange leben sollte.“

„Und das ist doch ein Glück in der Ehe, wenn die Frau ruhigen und gleichmäßigen Sinnes ist?“

„Ich bin ja auch sehr glücklich, das weißt du ja! — Aber wie ihr, du und sie, einander ungleich seid!“

„Ich vermute, daß ich lebhafter bin, als Anna, obgleich ich drei Jahre älter bin, der Unterschied besteht darin, daß sie sich so früh verheiratete und häusliche Pflichten bekam, die ihre ganze Zeit in Anspruch nahmen, während ich noch ein wilder Vogel bin.“

„Ja, ein wilder Vogel, den man nicht ins Bauer

setzen könnte, der mit den Schwingen schlagen und gegen das Gitter fliegen würde — wenn nicht —"

„Ja, und der folglich nicht ins Bauer paßt. Ich bin ja auch so lange von zu Hause fortgewesen und habe mich auf mich selbst verlassen müssen —"

„Ja, du hast dich und deine Anlagen entwickeln können, und du hast ganz andere Anlagen zu entwickeln gehabt, als Anna."

Arme Anna, dachte ich bei mir im stillen.

„Das kannst du ja gar nicht wissen!"

„Ja, das weiß ich. Du hast alles, was ihr fehlt!"

„Und sie alles, was mir fehlt; so ist es ganz gerecht verteilt." Es war, als wenn etwas unter dem Worte lag, was sie erschreckte, denn sie wiederholte schnell: „Was wolltest du vorlesen, das unsere Heimreise anbetraf?"

Es entstand eine lange Pause. Ich starrte in meine Zeitung nnd las wieder und wieder den letzten Satz, auf dem meine Augen geruht hatten: quand on n'est pas content, on n'a pas le nécessaire. Hatten meine Reisekameraden das gesagt oder stand das in dem Artikel? Ja, es stand in der Zeitung. Und ich versuchte, mich für eine Weile taub zu machen für die Gespräche meines Vis-à-vis. Es war doch wirklich unrecht von mir, zuzuhören, wenn sie sich unbelauscht glaubten. Ich lehnte mich zurück, um zu schlafen, aber es war unmöglich, ich hörte jedes Wort.

Er las nun die Verhaltungsmaßregeln von seiner Frau vor: „‚Sorge für Marie auf der Reise, als wenn ich es wäre. Ich schreibe das deshalb, weil du bisweilen so zerstreut bist, daß es Dir wohl widerfährt, zu vergessen, daß Du jemand hast, um den Du Dich kümmern sollst. Bilde

Dir also ein, Du reistest mit mir'. — Was sollte ich also jetzt zum Beispiel thun? Ja, wenn du mein Frauchen wärest, würde ich zu dir sagen: liebe Marie, mache es dir recht bequm, sitz' nicht so steif da und gucke zum Fenster hinaus, wir haben eine lange Reise vor uns. Lege deine Füße hier auf das Sofa, und dann setze ich mich neben dich und wache über deine Ruhe. Du brauchtest dich nicht zu genieren, unsere kleine Reisekameradin hat sich in ihrer Ecke auch sehr pittoresk hingelagert. Wenn du meine Frau wärest —"

„Ja, aber das bin ich nicht, und du erfüllst alle Pflichten eines artigen Schwagers. Das kannst du Anna sagen, wenn du heimkommst. Ich bin übrigens nicht müde und werde keine so lange Reise machen, wie du glaubst, sodaß ich mich nicht vorzubereiten brauche."

„Nicht? Du bist entschieden nicht wohl! Willst du, daß wir in Köln übernachten sollen und erst morgen weiter fahren? Deine Augen sehen so sonderbar aus. Darf ich sie ansehen? Du hast geweint!"

„Nein, laß mich, Erich; sieh mich nicht so an. Ich habe heute Nacht nicht geschlafen, darum sehen meine Augen so matt aus. Ich werde nicht einmal bis Köln fahren. Ich beabsichtige, in St. Quentin auszusteigen und dort zu bleiben."

„Du beabsichtigst, in St. Quentin zu bleiben! Wie meinst du das? In St. Quentin bleiben? Wir sind ja auf der Heimreise nach Schweden.

„Ja du, aber nicht ich. Ich habe meinen Entschluß geändert. Ich bleibe in St. Quentin. Ich habe die Stelle angenommen, welche meine Freundin, Madame

Bertrand, mir anbot; ich bleibe als Lehrerin in ihrer Penſion."

„Ich verſtehe dich nicht! Es geht mir alles im Kopfe herum. Wie kannſt du auf etwas ſo Unerhörtes und Wahnſinniges verfallen. Die Stelle in St. Quentin annehmen — das kannſt du nicht meinen!"

„Ich meine es. Ich weiß, was ich ſage und was ich thue."

„Du biſt nicht recht bei Sinnen. Das iſt ja gar nicht möglich! Ich kann doch nicht ohne dich heimkommen. Was ſoll ich denn zu Anna ſagen?"

„Ich habe an Anna geſchrieben und ihr geſagt, daß ich meinen Entſchluß geändert habe, daß ich noch einige Zeit in Frankreich bleiben will."

„Aber was ſoll ich ſagen, wenn ſie mich nach dem Grunde fragt?"

„Sitz' ſtill, Erich, und ſprich nicht ſo laut, du weckſt die kleine Frau drüben auf."

„Als was ſoll ich es denn daheim bezeichnen, als einen Einfall, eine Laune, eine überſpannte Idee?"

„Nenne es, wie du willſt. Was thut der Name zur Sache?"

„Wann ſchriebſt du nach St. Quentin und nach Stockholm?"

„Es iſt ja gleich, wann ich ſchrieb, ich *habe* geſchrieben, das iſt die Hauptſache."

„Vielleicht für dich, aber nicht für mich. Ich *will* wiſſen, warum du mich nicht heimbegleiteſt, warum du deinen Entſchluß geändert — warum du es mir erſt jetzt ſagſt."

„Laß meine Hand los, Erich, du thuſt mir weh! Wa-

rum ich es dir nicht früher gesagt? Ja, ich fürchtete, du könntest mich daran zu verhindern versuchen, wenn ich es sagte, ehe es nicht mehr geändert werden könnte."

„Aber es kann noch geändert werden. Es soll geändert werden!"

„Nein! Ich habe nach St. Quentin telegraphiert, wir sind bald dort."

„Du hast telegraphiert — wann — wann? Ich will es wissen. Du hast kein Recht, mich so zu behandeln —"

Er stieß die Worte fast hervor.

Ich lag da und schämte mich, als wenn ich einen Brief las, der an mich nicht adressiert war — aber nun war es zu spät, ihnen zu sagen, daß ich ihre Sprache verstände.

Sie antwortete mit leiser Stimme: „Was ihr Männer für sonderbare Geschöpfe seid! Ihr wollt immer Fakta haben, Namen, Daten. Was thut es zur Sache, ob ich Montag, Dienstag oder Mittwoch telegraphierte?"

„Wenn du mir den Tag sagst, weiß ich auch, warum du es thatest. Ich weiß, daß ich am Mittwoch Verschiedenes sagte, was ich bitter bereue — daß ich sagte, — als wir von dem Mittagskonzert fortgingen, wo wir zusammen so groß, so voll genossen hatten — und als ich an alles das dachte, was wir zusammen gesehen — wie wir einander verstanden hatten! O diese teuflische Ähnlichkeit, sie ist es, welche mich ins Verderben gestürzt hat; dich ihr so ähnlich zu sehen, die ich jeden beliebigen Augenblick das Recht habe, zu umarmen, an mein Herz zu drücken — bei den zärtlichsten Namen zu nennen — und du so unnahbar, daß ich kaum wage, deine Hand zu berühren, und die mir doch so

nahe, ſo nahe in allem ſteht, was das Leben des Lebens wert macht —"

„Erich, Erich!"

„Seitdem — dieſe letzten drei Tage haſt du mich nicht ſehen wollen — nur geſchrieben, daß du nicht wohl biſt, aber daß du gemäß unſerer Verabredung in der Lage ſein würde, heute abzureiſen —"

„Und ich bin ja in der Lage, heute zu reiſen. Ich habe dich ja nicht zum Narren gemacht."

„Ja, bis St. Quentin, Marie!" — Er legte ſeine große, kräftige Hand auf ihre kleinen Kinderhände, die feſt ineinandergedrückt auf ihrem Knie lagen. Sie ſchob ſeine Hand ſanft zur Seite. — „Du biſt herzlos, kalt, gefühllos!" rief er.

„Nenne es, wie du willſt!"

Es entſtand ein langes, langes Schweigen.

„Ich kann nicht, Marie."

„Du kannſt, weil du mußt. Ich kann in deinem Heim nicht weilen!"

„Auch wenn ich dir ſchwöre, daß du niemals, niemals mit einem Wort —"

„Du würdeſt es nicht halten können! Und wenn du auch das Wort nicht ausſprächeſt, das Gefühl aber vorhanden wäre, wäre es ja nur ein Quackſalbern mit der Ehre — beſſer dann das Meſſer in die Wunde!"

Arme Marie! dachte ich bei mir im ſtillen.

„Und wenn ich am Mittwoch nichts geſagt hätte, wäreſt du dann mit mir gereiſt?"

„Nein."

„Weil — du nicht nur weißt, was ich für dich empfinde, sondern weil auch du —“

„Sprich das Wort nicht aus!“

„Ja, es ist besser. Es ist vielleicht eine Versuchung weniger. Aber ich kann dich nicht hier im fremden Lande zurücklassen, unter fremden Menschen arbeitend —“

„Dir bleibt keine Wahl. Ich bestimme über mein Leben!“

„Und über das meinige.“

„Nein, das thust du selbst. Jeder einzige muß sein Leben durchringen. Das kann nicht einer für den andern thun. Dein Leben mußt du selbst leben, wie ich das meinige.“

„Mein Glück —“

„Ich sprach nicht von Glück, ich sprach vom Leben. Es hoch oder niedrig, wahr oder falsch zu gestalten, liegt in unserem eigenen Belieben. Auf das andere, wenn man es nicht zu erringen vermag — muß man verzichten.“

„Aber das ist ja kein Leben! Marie, Marie!“

Ich konnte das nicht länger anhören. Ich stand auf und nahm mein Reisebuch herunter, das im Plaidriemen lag. Bei der Bewegung, die ich machte, war es, als ob er aus tiefem Traum aufwachte; er wandte sich um und sah mich an, während ich in dem Fahrplan herumblätterte.

Plötzlich schien ihm etwas einzufallen, denn als ich das Buch fortlegte, fragte er auf französisch:

„Gestatten Madame, daß ich einen Augenblick Ihr Kursbuch benutze; ich wollte nur nachsehen, wann wir in St. Quentin sind.“

„Wir kommen in einer halben Stunde dorthin," erwiderte ich, indem ich ihm das Buch reichte.

Marie fragte, ebenfalls auf franzöſiſch:

„Wie lange haben wir dort Aufenthalt?"

Er blätterte in dem Buch und antwortete:

„Fünfzehn Minuten."

„Ja, man kann dort frühſtücken," ſagte ich, ebenfalls auf franzöſiſch.

„Ich bleibe in St. Quentin," ſagte Marie, und fügte darauf langſam und mit Nachdruck hinzu: „Mein Bruder reiſt weiter."

Er reichte mir das Buch und ſetzte ſich wieder auf ſeinen vorigen Platz.

„Noch eine halbe Stunde, Marie, eine kurze halbe Stunde! Die fünfzehn Minuten in St. Quentin rechne ich nicht!"

„Nein, ſie ſind auch nicht zu rechnen. Man holt mich mit dem Wagen von der Station ab. Madame Bertrands Penſion liegt außerhalb der Stadt, und ich kann die Pferde nicht warten laſſen — ich muß ſogleich abfahren."

„Alſo eine halbe Stunde, ja kaum ſoviel. Und dann — das ganze Leben!"

„Ja, das ganze Leben!"

„Du biſt frei, du begegneſt vielleicht früher oder ſpäter jemandem, den du lieb gewinnſt, dem du angehören und den du glücklich machen kannſt."

„Niemals!"

„Du ſchreibſt aber wohl an mich. Darf ich auch an dich ſchreiben?"

„Iſt es nicht am beſten, wenn ich an Anna ſchreibe

und ihr erzähle, wo ich bin und was ich treibe, und wenn du bisweilen, so oft du dazu Lust hast, Grüße durch sie schickst?"

„Und glaubst du, ich kann von derartigen Brocken leben! Glaubst du das?"

„Ja."

„Wo nimmst du deine Stärke her? Ich, welcher der Starke sein sollte, bin schwach wie ein Kind — wie ein Feigling."

„Wo ich meine Stärke hernehme? Von dem, was stärker ist, als ich."

„Und was nennst du das? Das hat doch wohl mindestens einen Namen."

„Nein, nicht einen. Es hat so viele, viele. Man nennt es so verschieden, aber es ist dieselbe Sache."

„O Marie, Marie. Ich halte es nicht aus!"

„Erich, mach' es uns nicht noch schwerer — du bist nicht der einzige, der schwach ist!"

Sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und brach in langes, leidenschaftliches Weinen aus, das die ganze schlanke Gestalt durchbebte.

Nun ertönte ein langgezogener Pfiff. Der Zug fuhr langsamer und blieb stehen.

„Nous voilà à St. Quentin," sagte ich halb unbewußt. Er war beim Pfiff der Lokomotive zusammengefahren. Marie weinte nicht mehr, sie stand vor ihm und streckte ihm ihre Hand entgegen. Nein, ich wollte nicht Zeuge ihres Abschiedes sein. Ich neigte leicht den Kopf vor Marie, welche ein „bon voyage, madame" flüsterte, stieg aus und ging in den Wartesaal hinein. Ich nahm eine Tasse Kaffee,

konnte aber nichts verzehren, meine Gedanken waren bei meinen Reisekameraden. Nun verließen sie das Coupee. Sie hatte ihren großen Rembrandthut aufgesetzt, der das Gesicht verschattete; ich konnte die Züge nicht unterscheiden. Sie ging mit festen, elastischen Schritten neben ihm, er trug ihren Handkoffer und Plaid zum Wagen, welcher draußen vor dem Stationsgebäude hielt, und half ihr hinein. Sie zog den Handschuh von ihrer rechten Hand ab und legte sie in die seinige; er hielt sie lange — lange, dann küßte er sie. Der Wagen rollte davon. —

Nach einer Weile kehrte ich zu unserem Coupee zurück; er ging draußen auf dem Perron auf und ab, auf und ab und rauchte eine Cigarre, die er fortwarf, als der Schaffner ersuchte, wieder einzusteigen.

Ich saß wieder in meiner Ecke und las, als er einstieg. Er warf einen langen Blick auf den Platz, auf dem Marie gesessen und setzte sich auf seinen früheren Platz.

„Gestatten Sie, daß ich einen Augenblick das Fenster herunterlasse?" fragte er.

Dann lehnte er sich weit hinaus und sah zurück. Dort am Waldsaum lag ein weißes, einsames Haus; das war wohl die Pension der Madame Bertrand. Und dort, die Staubwolke — das war Maries Wagen.

Bei einer plötzlichen Biegung der Bahnlinie verschwand das Haus und die Landstraße. Er seufzte tief auf, als er das Fenster wieder heraufzog und sich setzte.

Nach einer Weile wandte er sich mir zu und begann auf französisch ein Gespräch über gleichgiltige Dinge. Ich versuchte, so unterhaltend, wie möglich, zu sein; ich sah, daß er von seinen Gedanken fortkommen wollte. Schließlich

sprach er mit mir von Schweden und beschrieb mir Stockholms schöne Lage. Ich kam mir dabei so falsch vor, spielte aber meine Rolle zu Ende, ebenso wie er die seinige. Mir kam es fast vor, als übte er sich für zu Hause auf die Verstellung ein, die seiner harrte.

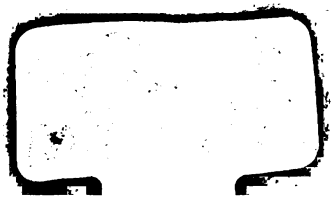
Wir reisten etwa noch eine Stunde zusammen. Als ich in Maubeuge ausstieg, überreichte er mir seine Karte. Er fürchtete, daß es Madame schwer fallen würde, seinen Namen zu entziffern, es wäre ein ganz barbarischer Name. Ich nahm die Karte, ohne sie anzusehen, und reichte ihm meine Hand zum Abschied. Mein Mann stand am Coupee und half mir heraus. Als mein Reisekamerad unsere Begrüßung sah, wandte er sich fort.

* * *

Als ich am Abend meine Kleidertasche ausleerte, fiel die Visitenkarte heraus. Ja richtig. Vielleicht kannte ich den Namen! Ich nahm die Karte auf, zögerte aber. Wenn ich sie nicht las, konnte ich ja meine unfreiwillige Indiskretion gutmachen. Ich durfte sie nicht lesen! Unwillkürlich fielen mir Marie's Worte ein: „was thut der Name zur Sache?" Ich nahm die Karte und zerriß sie in kleine Stücke und warf diese durch das offene Fenster hinaus.

Im selben Augenblick wurde eine Hand auf meine Schulter gelegt. Es war mein Mann, der hinter mir stand. Er zog mich an sich und fragte: „Was zerreißt mein Frauchen so energisch?"

„Etwas, was nichts mit der Sache zu thun hat."

„Welcher Sache? Du siehst so wehmütig aus. Woran denkst du?“

„Ich denke nur daran, wie glücklich ich bin — und an andere, die du nicht kennst — die ich nicht kenne — an eine Geschichte ohne Namen.“